Graf Franz zu Erbach-Erbach.

Ein

Lebens- und Culturbild

aus dem

Ende des XVIII. und dem Anfange des XIX. Jahrhunderts

von

L. Ferdinand Dieffenbach.

Germania

Mit dem Portrait des Grafen.

DARMSTADT.

Litterarisch-artistische Anstalt.

1879.

25.

Graf Franz zu Erbach-Erbach.

Ein

Lebens- und Culturbild

aus dem

Ende des XVIII. und dem Anfange des XIX. Jahrhunderts

von

L. Ferdinand Dieffenbach.

Germania

Mit dem Portrait des Grafen.

DARMSTADT.

Literarisch-artistische Anstalt.

1879.

Vorwort.

Der Verfasser hat in dem vorliegenden Buche, bei dessen Abfassung es ihm vergönnt war das Gräflich Erbach'sche Hausarchiv zu benutzen, einen mediatisirten kleinen Souverän geschildert, dessen in das Ende des vorigen und in den Anfang dieses Jahrhunderts fallendes Wirken nicht nur für die politische, sondern insbesondere für die Cultur- und Kunstgeschichte von höchster Bedeutung ist. Der Umstand, dass er nach Akten arbeitete, mag es entschuldigen, dass er in vielen Fällen, wo man sonst eine gewisse Rhetorik sich nicht gerne versagt, einer möglichsten Knappheit der Darstellung sich befleissigte. Es galt ihm, dem Leser ein scharf gezeichnetes, getreues, naturwahres Bild seines Helden zu bieten. Er gab daher auch dessen eigene Auslassungen allerwärts wieder. Das gleiche Princip befolgte er bei

den in den Briefen des Hofraths von Freund, des Gouverneurs des Grafen Franz, enthaltenen Schilderungen der Höfe des vorigen Jahrhunderts. Je mehr es gelang, die Ursprünglichkeit dieser Darstellungen zu erhalten, je mehr musste unser Werk an Glaubwürdigkeit gewinnen.

Sollte es uns durch unsere Darstellung gelungen sein, bei dem Leser ein regeres Interesse für einen bisher von unserer Literatur nicht genügend gewürdigten Mann zu erwecken, sollten dessen eigene Erlebnisse und Aeusserungen insbesondere einiges zum Verständniss einer merkwürdigen culturgeschichtlichen Periode beitragen — so war diese Arbeit keine vergebliche.

Leipzig, 2. December 1878.

Der Verfasser.

Einleitung.

Es liegt in der menschlichen Natur begründet, und ohne diese Eigenschaft wäre keine Fortentwickelung des Menschengeschlechts möglich, dass wir das, was wir erreicht, sowie das unmittelbar hinter uns Liegende unterschätzen und nur weit gesteckte Ziele uns begehrlich erscheinen. Und doch greifen wir, wenn wir mitten im Vorwärtsrennen sind, vielfach auf alte, längst vergessene Einrichtungen zurück; wir suchen frühere Rechtszustände wiederherzustellen, die Anschauungen früherer Zeit erscheinen uns in einem reineren Lichte, und so ist alles Streben nach Vorwärts doch nur eine Rückbildung, eine Wiederherstellung früherer Zustände in reinerer Form. Die Reformation strebte nach einer Wiederherstellung des Christenthums in seiner ursprünglichen Reinheit; die neueste politische Entwickelung unseres Volkes führte nicht zur Republik, sondern zur Wiederherstellung des alten deutschen Kaiserreichs, hervorgegangen aus freier Wahl sämmtlicher Fürsten, und den Kaiser selbst sehen wir befreit von der Abhängigkeit, in welche er durch das Lehenswesen gegenüber den einzelnen Reichsständen gerathen war. Die Schwurgerichte sind, ihrem Grundgedanken nach, eine Wiederherstellung einer altgermanischen Einrichtung; die französische Revolution proclamirte die Menschen-

rechte, und der Socialismus mit seiner Gleichmacherei führt uns sogar auf ganz primitive Zustände zurück. Auch in der Wissenschaft und Kunst begegnen wir diesem Bestreben, und es genügt hier die Hinweisung auf die Humanisten-Epoche und die Zeiten der Renaissance.

In diesem Sinne ist die Geschichte unsere Lehrmeisterin und übt einen Einfluss auf die politische, wissenschaftliche und moralische Entwickelung der Nationen.

So gestatte man uns, heute, wo Deutschland wieder auf der Höhe seiner Macht steht, einen Blick in ein Ländchen zu werfen, das kaum beachtet seither fernab von der Heerstrasse lag und erst seit wenigen Jahren durch die Eisenbahn dem grossen Verkehr eröffnet wurde. Auch diese kleinen staatlichen Verbände des früheren deutschen Reiches, die kleinen Höfe, die Reichsstädte haben ihr nicht zu bestreitendes Verdienst. Ihnen verdankt Deutschland neben den Universitäten zu einem wesentlichen Theil, gegenüber dem früh centralisirten Frankreich, das grosse Mass von Bildung, das alle Schichten unseres Volkes in allen Theilen des grossen Deutschlands durchdringt. In den Reichsstädten und an den kleinen Fürsten- und Grafenhöfen fasste zuerst die Reformation festen Fuss, nicht minder wie die humanistischen Tendenzen und die künstlerischen Bestrebungen des vorigen Jahrhunderts — Illuminaten, Freimaurer und deren Lehren, wie auch das Streben nach der reinen Schönheit der Antike — dort zuerst Boden gewannen. Unser Vaterland erinnert durch diese seine Entwickelung an das classische Griechenland und jene durch die hoch entwickelte Bildung ihrer Bevölkerung, durch die grossen Künstler, Dichter und Philosophen hervorragenden kleinen Republiken, die der Macedonier vorfand.

Die hohe Bildung, deren sich unser Vaterland heute erfreut, hat es gleich Italien und Griechenland jener Summe kleiner unabhängiger Gemeinwesen zu verdanken — Fürsten- und Grafenhöfen, Städten und Klöstern — deren jedes einzelne zu einem Mittelpunkt der Bildung und des Geschmacks wurde. Nur so war es möglich, dass das deutsche Urvolk — im Gegensatz zu den romanischen Völkern, die schon früher den Einfluss der Cultur erfahren — sich zu einer Höhe emporschwang, durch welche

es zu einem der einflussreichsten der Welt zu werden vermochte; nur so erklärt es sich, wie sich verschiedenartige Classen und Schichten unseres Volks ebenmässig auf die geistige Höhe zu erheben vermochten, auf welcher wir sie in den entscheidenden Perioden unseres nationalen Lebens finden, und wie bei diesem ein so machtvoller Aufschwung möglich war, wie wir ihn zur Zeit der Reformation, zu Ende des vorigen Jahrhunderts und noch in der neuesten Zeit bewunderten. Diese Erscheinung in Verbindung mit der dem deutschen Geiste eigenthümlichen Regenerationskraft erklärt sogar den gesammten universalen Zug, der das geistige Leben unseres Volkes in manchen Epochen unserer Geschichte durchweht; jenes Streben unserer Kaiser nach Weltherrschaft, jenen Drang unserer Forscher die höchsten Probleme der Wissenschaft zu lösen und alles zu durchdringen. Wie uns unsere Heimath stets zu klein war und wir gleich die ganze Welt in ihrer Grösse zu umfassen versuchten, so genügte uns niemals eine einseitige Geistesentwickelung. Stets neu sich gestaltend, macht der deutsche Genius im Laufe der Jahrhunderte die merkwürdigsten Metamorphosen durch, und wenn seine Productionskraft ermüdet, steigt er in den tiefen Schacht des classischen Alterthums und findet — wie zur Zeit der Renaissance und in jener unmittelbar hinter uns liegenden classischen Epoche — an den erhabenen Vorbildern der Antike neue, unerschöpfliche Nahrung. In der Vermählung Faust's mit Helena — der Verschmelzung deutscher Romantik mit der Antike — hat uns Goethe symbolisch dieses Streben unserer Nation dargestellt. Wie diese geistige Vermählung deutscher Romantik mit der ewigen Schönheit der Antike zu Ende des vorigen Jahrhunderts bei einem der edelsten Söhne unseres Volkes in einem bescheidenen Städtchen unseres Vaterlandes, an einem kleinen Grafenhofe sich vollzog, wie sie auch hier beitrug zur geistigen Wiedergeburt unseres Volkes und für ganze Generationen eine Fülle der Anregung wurde, dieses darzustellen soll die Aufgabe der folgenden Blätter sein.

Erbach.

Am oberen Eingange des malerischen, an duftigen grünen Wiesen reichen Mümlingthals, dem Plumgau, der Blumenaue unserer Voreltern, da wo sich die Thalmulde zu einer weiten grünen Wiesenfläche erweitert, liegt das 2527 Einwohner zählende Städtchen Erbach, das seinen Namen von dem kleinen Bache Erbach, die Erdbach (Ertpach), ableitet, welcher sich unterhalb des Städtchens in die Mümling ergiesst. Man nannte den Bach Erdbach, weil derselbe während seines Laufes auf einer längeren Strecke (in der Nähe von Stockheim) verschwindet und dann erst wieder zu Tage tritt.

Zu beiden Seiten der Mümling, die als ächtes wildes Bergwasser innerhalb der Stadt über Wehre und Hindernisse sich den Weg bahnt, breitet sich, umrahmt von den bewaldeten Berghöhen, das Städtchen Erbach aus. Nach Osten zu sind die Häuser unmittelbar auf die Abdachungen des äussersten jener von dem Süden sich erstreckenden Höhenzüge des Odenwaldes angebaut, und auch nach Westen hin erhebt sich das Terrain, auf welchem die Stadt erbaut ist. Die Privatgebäude sind theils der Neuzeit angehörig, theils sind es jene uralten alemannischen Holzbauten, darunter namentlich zahlreiche Häuser, deren äussere Seite mit Schindeln verkleidet ist, wie wir ihnen im Schwarzwalde und in den Vogesen begegnen. Die Stadtkirche ist im Roccocostyle erbaut, die in der Vorstadt gelegene katholische Kirche ist ganz modernen Ursprungs. Nur die alte Stadtmauer, von welcher ein Wartthurm noch erhalten ist, wenige aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Häuser, sowie das Schloss erinnern an jene Epoche, wo es gewaltiger Mauern und Burgbauten bedurfte, um den Gewerbfleiss des Bürgers zu schützen.

Das Schloss, vor allem der bis zum Dache 102 Fuss hohe würdige Burgthurm mit seinem hohen, sich verjüngenden conischen Dach, um dessen Spitze Tauben und Mauerschwalben kreisen, ist das ächte Bild eines burglichen Baues. Der auf der Nordseite mit dichtem Epheu bewachsene Thurm ist aus gewaltigen Rustica-Steinen erbaut, und eine dem oberen Theile eingefügte Inschrift nennt Erasmus Schenk von Erbach als denjenigen, welcher ihn

1297 vollendet hat. In der Nähe des Schlosses befindet sich auch der Rest eines alten Templerhauses; überhaupt stehen alle älteren Gebäude Erbachs in der unmittelharen Nähe der Burg, um welche sich vom zwölften Jahrhundert an bereits eine grössere Zahl von Einwohnern angesiedelt zu haben scheint. Im Jahre 1498 veranlasste das Wachsthum der Stadt ihre Lostrennung von der Pfarrei Michelstadt und die Bildung einer eigenen Pfarrgemeinde, wozu der Papst die Genehmigung ertheilte.

Einen imponirenden Eindruck gewährt dem Beschauer der Schlossplatz. Zwei prächtige Hirsche lagern inmitten der Gartenanlage vor der Schlossfront. Auf dem grossen freien Platze vor dem Schlosse steht auf hohem Piedestal die Statue*) eines Mannes, dessen hohe Stirn und scharf geschnittenen Züge eine aussergewöhnliche Erscheinung errathen lassen. Es ist der Mann, dessen Andenken diese Schrift gewidmet, Graf Franz von Erbach, dem der Enkel an der Stätte seines Wirkens die Statue errichtete

Die Dynasten und Grafen von Erbach.

Wir finden die Grafen von Erbach, deren Gebiet zur Zeit ihrer grössten Machtausdehnung die heutigen Landgerichtsbezirke Michelstadt, Beerfelden, Höchst und erhebliche Theile der Landgerichtsbezirke Waldmichelbach, Fürth, Hirschhorn, Zwingenberg und Reinheim umfasste und sich beinahe bis in die unmittelbare Nachbarschaft von Darmstadt ausdehnte (Traisa wurde erst 1510 durch Kauf von den Grafen von Erbach erworben), bereits frühe alle als mächtige Lehensleute von Kurpfalz. Die Tradition leitet den Ursprung der Familie von Einhard und Imma, der Tochter Karls des Grossen, ab. Von einem Gerhard von Erbach wird gemeldet, dass er zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts angeblich das Reichsschenkenamt inne hatte. Simon,

*) Der Modelleur des Werkes ist der begabte Bildhauer Willmann zu Erbach.

der Geschichtschreiber des Erbach'schen Hauses, ist der Meinung, dass die Erbacher überhaupt in den früheren Jahrhunderten Reichsschenken gewesen seien. Er folgert dieses aus der Thatsache, dass die zum Erbach'schen Territorium gehörigen Reichenbergischen Besitzungen länger als die übrigen Territorien des Hauses unter unmittelbarer königlicher Oberhoheit standen, woraus anzunehmen wäre, dass die Erbacher diese Besitzungen für die Ausübung ihres Schenkenamts vom Reiche zum Lehen hatten. Draudt*) bestreitet diese Annahme auf Grund von Ficker's Aufzählung der Reichshofbeamten der staufischen Periode. Demohngeachtet nennt aber König Heinrich 1223 den oben erwähnten Gerhard von Erbach seinen Schenken (pincerna noster.) Man darf nun annehmen, dass die Erbacher zu jener Zeit, wenn nicht Reichsschenken, so doch königliche Schenken waren, und das pincerna noster ist wohl so zu verstehen, dass Heinrich VII. in seiner Eigenschaft als König den Gerhard von Erbach seinen Schenken nennt. Nach 1223 finden wir die Erbacher als pfälzische Schenken und sehen sie in den wichtigsten Perioden der pfälzischen Geschichte eine einflussreiche Rolle spielen.

Diese Dynasten von Erbach üben in der Cent Michelstadt die hohe Gerichtsbarkeit aus, sie sind Stände des Reichs, die Reichsmatrikel führt sie unter denjenigen an, welche ihr Contingent gegen die Hussiten zu stellen hatten, als Reichsstände hatten die alten Dynasten ihren Platz auf der Grafenbank, und auf dem Reichstag zu Regensburg am 15. August 1532 erhalten sie die Reichsgrafenwürde förmlich verliehen. Wir finden die Dynasten und Grafen im Besitz der höchsten Würden des Reiches und der Kirche, als Bischöfe und Aebte und einen Jörg von Erbach 1535 sogar im Besitz der wichtigen Würde eines kaiserlichen Landvogts im Elsass.

Ihre Stellung als pfälzische Lehensleute that, wenn wir mit dem vielfältigen Organismus des römischen Reiches bekannt sind, ihrer äusseren Stellung keinen Abtrag. Die Belehnung bedeutete nur die Einräumung gewisser Befugnisse, wohingegen der Belehnte wiederum gewisse Verpflichtungen übernahm. Als oberste Quelle der Einräumung dieser Befugnisse erscheint allerdings die Gnade

*) In seiner Abhandlung über das Kloster Michelstadt-Steinbach im Archiv für hessische Geschichte. Bd. 13.

des Herrn; vielfach beruht die Belehnung aber auch auf Herkommen, auf freier vertragsmässiger Uebereinkunft; die persönliche oder Standesfreiheit wurde durch die Lehenspflicht gar nicht aufgehoben oder auch nur beschränkt.*)

Auch durch die Uebernahme erblicher höherer Hofämter, zu welchen namentlich das Marschall-, Schenken-, Kämmerer- und Truchsessenamt gezählt wurde, erachtete man die persönliche oder Standesfreiheit nicht für beschränkt, und diese höheren Ministerialen, wie man sie zum Unterschied von den niederen Ministerialen, dem Hofadel, nannte, waren den Reichsministerialen, den Inhabern von Reichsämtern, beinahe gleichgeachtet, und Reichsfürsten verschmähten es nicht, bei anderen weltlichen oder geistlichen Reichfürsten diese hohen Hofämter zu übernehmen.

Die Landgrafen von Thüringen und nach ihnen die Landgrafen von Hessen waren Marschälle des Erzstifts Mainz, die Hohenstaufen und nach ihnen die Pfalzgrafen Truchsesse beim Bisthum Würzburg. Die Grafen von Henneberg, eines der bedeutendsten deutschen Grafengeschlechter, bekleideten das Marschallamt, die Grafen von Rieneck das Truchsessenamt beim Erzstift Würzburg. Die Rheingrafen waren Erbmarschälle von Kurpfalz, die Dynasten von Alzey Erbtruchsesse am pfälzischen Hof.**)

Der erste durch Urkunden mit Sicherheit festgestellte Erbacher ist der im Jahr 1148 verstorbene Eberhard I. Dessen Enkelsohn Eberhard (1223—1251) besitzt fünf Söhne, deren ältester Conrad I. (1251—1290) Stifter der älteren Linie Erbach geworden ist. Der zweite, Johannes I., (1277—1296) wurde der Stifter der mittleren Linie zu Fürstenau und der vierte dieser Söhne, Eberhard III., der Stifter der jüngeren Linie zu Michelstadt.

Die ältere Erbach'sche Linie der Schenken erlosch im Jahre 1503 mit dem Tode des Schenken Erasmus im Mannesstamm. Die jüngere oder Michelstädter Linie starb 1531 mit Valentin I. aus und nur die mittlere Linie zu Fürstenau wurde durch Eberhard XIV. (1511—1564) fortgepflanzt. Die Urenkel des Sohnes von Eberhard XIV sind: Georg IV. (1548—1605), Philipp Karl (1677—1736), der Stifter der älteren Linie zu Fürstenau,

*) Zöpfl, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.

**) Simon, Erbachische Geschichte.

Georg Wilhelm (1686—1757), der Stifter der mittleren Linie zu Erbach und Georg August (1691—1756), der Stifter der jüngeren Linie zu Schönberg.

Auffallend ist der Kindersegen, dessen sich die verschiedenen Linien des Hauses Erbach erfreuen. Eberhard XIII. zu Fürstenau (starb 1539) besass mit seiner Gattin, einer Gräfin Marie von Wertheim, 7 Söhne und 9 Töchter. Georg IV. ist viermal vermählt und seine Gattinnen erfreuen ihn mit zusammen fünf und zwanzig Kindern. Georg Ludwig zu Erbach (1643—1693) besitzt mit seiner Gemahlin Katharina Gräfin zu Waldeck acht Söhne und acht Töchter, und bis auf die neueste Zeit fehlte es nicht an ähnlichen Beispielen für die Fruchtbarkeit des Erbach'schen Hauses.

Eines der sichersten Anzeichen der angesehenen Stellung der Dynasten und späteren Grafen von Erbach ist darin zu erblicken, dass wir die jüngeren Söhne, wie bereits angedeutet, im Besitz von hohen Kirchen- und Staatsämtern erblicken, die Töchter mit angesehenen Reichsfürsten vermählt finden und die Grafen von Erbach ihre Gemahlinnen sich aus dem hohen Reichsadel auswählen sehen.

Ein Gerlach von Erbach starb 1332 als Fürstbischof von Worms. Philipp II. (1467) ist Abt zu Weissenburg, Maria (1540) ist Aebtissin zu Schmerlebach, ein Dietrich von Erbach stirbt 1459 als Erzbischof und Kurfürst von Mainz. Erbacherinnen finden wir als Gemahlinnen der Grafen von Katzenellenbogen, Hohenlohe, Henneberg, Wertheim u. a. Die zweite Frau des berühmten schwedischen Feldmarschalls Banner ist eine Erbacherin, und die gesammte Geschichte des Hauses weist eine Reihe hochangesehener Familienverbindungen auf.

Von Erbacher Grafen, welche in hervorragende geschichtliche Vorgänge verwickelt sind, erwähnen wir namentlich Georg I. zu Fürstenau, der an der Seite Friedrich des Siegreichen von der Pfalz in der Schlacht von Seckenheim focht. Er gehörte zu den Räthen dieses Kurfürsten und wohnte dessen feierlicher Beerdigung bei. Sein Denkmal in Lebensgrösse befindet sich in der Kirche zu Michelstadt.

Dessen Sohn Eberhard XIII., welcher das Aussterben der beiden anderen Linien, der Schenke zu Erbach und der jüngeren

Linie zu Michelstadt, erlebte und alleiniger Herr der Grafschaft wurde, war in die sogenannte bayerische Fehde verwickelt und verlor bald darauf die Feste Bickenbach und die damit verbundenen Besitzungen an Hessen. Die Schlösser Habitzheim und Schönberg erlangte er als hessisches Lehen zurück. Furchtbare Verwüstungen und Brandschatzungen, welche man auf die für die damalige Zeit hohe Summe von 154,000 Gulden veranschlagte, hatte der Krieg ausserdem für Erbach im Gefolge. In der Sickingen'schen Fehde sehen wir diesen Eberhard als kurpfälzischen Feldhauptmann. Im Bauernkriege hatte der erprobte Kriegsmann sogar den Oberbefehl über das kurpfälzische Heer und führte siegreich der Feldzug gegen die Aufständischen.

Graf Georg III., ein Sohn Eberhards XIII., focht im kaiserlichen Heere in der Schlacht von Pavia mit und war mit seinem Bruder Eberhard ein eifriger Anhänger der evangelischen Lehre. Beide Brüder waren gemeinsam auf den Reichstagen zu Nürnberg 1542, Speyer 1544 und zu Worms 1545, wo sie die evangelische Sache verfochten.*) Beide führten endlich förmlich die evangelische Lehre in ihrem Lande ein. Unter dem Titel „Patrocinium Christiani“ schrieb Graf Georg seine evangelischen Ueberzeugungen in einer eigenen Abhandlung nieder. Im Schmalkaldischen Kriege mussten die Grafen und ihre Unterthanen jedoch schwer für diese ihre evangelische Ueberzeugungstreue büssen. Der Graf Büren, der damals Darmstadt, Frankfurt und alle protestantischen Territorien zwischen Rhein und Main verwüstete, plünderte und verheerte drei Tage lang die Grafschaft und legte den Grafen ausserdem eine Brandschatzung von 12,000 Reichsthalern auf. Graf Georg übte, nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, nach den verschiedenen Richtungen einen wohlthätigen und reformatorischen Einfluss auf die Entwicklung der Grafschaft. Noch in seinem Todesjahre erschien eine neue Redaction der Erbach'schen Landesordnung, welche zur Grundlage des heute noch gültigen Erbach'schen Landesrechts geworden ist. Zeitgenossen sprechen mit den Ausdrücken der höchsten Bewunderung von diesem, durch mannigfache Tugenden ausgezeichneten und durch eine aus einer ächten christlichen Gesinnung hervorgegangene Humanität hervorragenden Fürsten.

*) Simon, Erbachische Geschichte.

Ein Erbacher, Georg Friedrich, ein Sohn Ludwig des Ritters, starb bei Nürnberg für die evangelische Sache unter den Augen Gustav Adolphs am 7. September 1632 den Heldentod. Ein anderer Erbacher, Georg Albrecht, der auf der Reise nach Neapel am Cap Passaro am 16. Mai 1617 in die Hände türkischer Seeräuber fiel und mit neun anderen Leidensgenossen sieben Monate in der Gefangenschaft schmachtete, bis er durch ein hohes Lösegeld die Befreiung erlangte, war durch diese seine Schicksale ein Gegenstand der Theilnahme des gesammten Deutschlands.

Von Georg VI. erzählte Simon, dessen Darstellung wir hier folgen, dass er vor Candia, wo er zu Ende des siebenten Jahrzehntes des siebzehnten Jahrhunderts im Dienste der Republik Venedig von einer türkischen Kugel verwundet wurde, eine Operation auszuhalten hatte, welche in der Geschichte der Medizin ohne Beispiel dasteht. Die Aerzte trepanirten ihn daselbst mit einem Meissel, den sie mit Schmiedehämmern in die Hirnschale eintrieben.

Durch seine Widerstandsfähigkeit gegen die Unwissenheit der Aerzte, die sein ganzes Leben lang bemüht waren, den Grafen, einen tapferen Kriegsmann, der sich den Dank der Republik Venedig verdiente und 1673 in Niederländischen Diensten mit Auszeichnung gegen die Franzosen focht, durch ihre Kuren zu Grunde zu richten, ist Georg VI. überhaupt eine phänomenale Erscheinung. Im Jahr 1674 empfing er von einer Musketenkugel eine Quetschung an der linken Hüfte und dem Beine, welche ihm sein ganzes Leben zu schaffen machte. Er ging 1675 zu seiner Heilung zu einem renommirten Arzte, der abermals eine entsetzliche Eisenbartskur mit ihm vornahm. Vier starke Männer mussten den Grafen an Tüchern in die Höhe ziehen, welche um das kranke Bein gewickelt waren, während der Chirurg mit den Knieen daran arbeitete, welches dann, nachdem diese Manipulation mehrere Tage nach einander wiederholt worden war, mehrere Wochen lang an den Bettpfosten festgebunden ward. Später musste der Graf ein eisernes Instrument an dem Leibe tragen, welches mit der Zeit länger auseinander geschraubt werden konnte. 1677 stand der Graf schon wieder im Felde, trotz seiner Beschwerden, bis endlich am 18. Juni 1678 im vierunddreissigsten Jahre seines Alters die Kunst der

Aerzte ihre Wirkung that. Auf einer Jacht auf der Waal bekam er plötzlich heftiges Erbrechen und Krämpfe und starb noch auf dem Schiffe, bevor er seine Garnison Mecheln, nach der er zu reisen im Begriffe stand, erreicht hatte.

In den Jahren 1672 bis zum Ryswiker Frieden 1697 sehen wir das Erbach'sche Land, das sich von den Verheerungen des dreissigjährigen Krieges noch nicht erholt hatte, derart verwüstet und durch die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. zum Schauplatz der mannigfachsten Gräuel gemacht, dass Graf Georg Albrecht die Grafschaft verlässt und nach Waldenburg, dem väterlichen Schlosse seiner Gemahlin, übersiedelt. Er trat hierauf in kaiserliche Dienste, und wir finden ihn unter anderem 1683 bei dem Entsatze von Wien, später sehen wir ihn Dienste bei einem fränkischen Kreisregimente suchen. Um Streitigkeiten mit Hessen-Darmstadt zu entgehen, verkaufte dieser Graf, der 1717 am Podagra starb, den Rest des Amtes Seeheim, welchen Erbach noch besass, an Darmstadt.

Noch manchen tapferen Degen und wackeren Herrn kann das Erbach'sche Haus bis zu seiner durch die Rheinbundsacte vom 12. bez. 19. Juli 1806 erfolgten Mediatisirung den Seinigen nennen, vor allem aber ist es der letzte souveräne Graf des Hauses Erbach, der uns durch seinen Kunstsinn und seinen wissenschaftlichen Eifer die höchste Ehrerbietung abnöthigt und dessen Wirksamkeit die Veranlassung ist, dass wir den kleinen Erbach'schen Staat nicht ohne eine gewisse Theilnahme von der Karte Deutschlands verschwinden sehen.

Erbach um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seit es eine Weltgeschichte gibt, wird wohl kaum eine Epoche nachzuweisen sein, in welcher, wie zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Anschauungen einer versinkenden alten und diejenigen der mit mächtigem Flügelschlage ihren Einzug haltenden neuen Zeit sich in ähnlicher schroffer

Weise gegenüberstanden. Auf der einen Seite wissenschaftlicher Rückschritt und weiterer Ausbau wissenschaftlicher Verirrungen früherer Jahrhunderte, auf der anderen kühner Umsturz alter Lehren, jäher Uebergang zum Neuen, krasser Aberglaube neben absolutem Unglauben, leutselige, aufgeklärte Herrscher neben wüsten Despoten, Joseph II. neben einem Carl Eugen von Württemberg, Pastor Götze neben Lessing, Cagliostro und St. Germain neben Voltaire und Rousseau. Ferdinand Sterzinger schreibt seinen Geisterkatechismus, während Semmler, der gefeierte Hallenser Theologe, das Princip der freien Forschung vertritt. In solche Zeit greller Scheidung der Ideen, in welcher sich die alte von der neuen Welt trennte, fällt die Geburt des Mannes, dessen Leben wir hier schildern. Das kleine Erbacher Land, war bis zu seinem Erscheinen kaum von den grossen geistigen Kämpfen, die sich draussen in der Welt abspielten, berührt. Weder die wissenschaftlichen Streitigkeiten und das Echo der Zänkereien der Theologen, noch die süssen, verführerischen Weisen Piccinis, des Vertreters des italienischen Gesanges, mit welchem Ritter Gluck, der deutsche Musiker, seinen grossen Kampf zu Gunsten der deutschen dramatischen Muse ausfechten sollte, noch die neuen philosophischen Ideen oder die grossen Charlatane jener Epoche drangen hierher. Kunst und Forschung hatten überhaupt hier nur ein bescheidenes Heim gefunden, ehe der Mann, von welchem zu reden wir im Begriffe sind, den Schauplatz betrat. Erbach und die Grafschaft litten unter der Misere der Zustände des damaligen zerfallenden deutschen Reiches, dessen Organismus im Absterben begriffen war, und welchem kein neuer Saft zugeführt wurde, der die welken Glieder hätte beleben können. Auch die wirthschaftliche Lage des Landes war keine blühende. Noch waren zu jener Zeit keine Mittel gefunden, den Ackerbau zu verbessern, die Industrie zu entwickeln und die nationale Wohlfahrt zu heben. Auch die Forstcultur entsprach nicht mehr den Anforderungen der Zeit; man lebte eben mühselig in den alten Einrichtungen fort, jeder streckte sich so gut als es ging nach seiner Decke, und ungeduldig harrte man der Männer, die das Machtwort zu sprechen bestimmt waren, welches die Welt von dem Banne der alten Zeit erlösen sollte, deren Druck jeder Anbahnung besserer Zustände hemmend in den Weg trat. Die Erbacher

Grafen unterschieden sich in jener Epoche kaum viel von ihren Voreltern. Gleich diesen bewirthschafteten sie ihre Güter und Forsten; ein Jagdvergnügen, im grossartigen Style jener Zeit arrangirt, brachte zuweilen eine Abwechselung in das einsame Leben der Bewohner des Waldstädtchens. Im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts regte sich das erste Bedürfniss nach einem Uebergang zu modernen Verhältnissen. Damals fiel die alte Ahnenburg, in welcher bisher die Grafen von Erbach hausten, um einem modernen Schlosse Platz zu machen. Sein zopfiges Aeussere verräth alle Kennzeichen der Zeit, in welcher es entstand, und erst spätere Generationen verliehen seinem Inneren die Behaglichkeit, welche es in allen seinen Theilen gegenwärtig aufweist. Zu Erbach regierte zur Zeit der Erbauung des jetzigen Schlosses ein ehrenfester, biederer Herr, Graf Georg Wilhelm, geboren 1686, der zweite, den Vater überlebende Sohn des Grafen Georg Albrecht III. von Erbach-Fürstenau und seiner Gemahlin Anna Dorothea Christine, geborenen Gräfin zu Hohenlohe-Waldenburg. Er ist der Stifter der heutigen Linie Erbach-Erbach. Graf Wilhelm war ein gerader, einfacher Mann, ein alter Haudegen, der sich erst zur Ruhe setzte, nachdem er mehrere grosse Kriege mit durchgefochten. Kaum sechszehn Jahre alt, war er in das fränkische Kürassierregiment des Grafen Johann Ernst von Hohenlohe-Oehringen eingetreten und machte mit diesem den Feldzug des Jahres 1702 mit. Im Winter des folgenden Jahres trat er in niederländische Dienste, in das damals neu errichtete Anspachische Regiment, mit welchem er in den beiden folgenden Jahren zwei Feldzüge mitmachte. Er kämpfte mit bei dem Angriff auf den Schellenberg und in der Schlacht bei Höchstädt. Dann trat er als Cornet in die dänische Armee und wurde 1706 bei der Belagerung der Festung Ath schwer verwundet. Im folgenden Winter befand er sich zu Brügge in Garnison, focht mit in den Schlachten von Oudenarde und Malplaquet, sowie bei der Belagerung von Mons. Nach einer kurzen Ruhe zu Fürstenau wohnte er 1710 der Belagerung von Aix bei. Ein hitziges Fieber warf ihn bald darauf auf's Krankenbett, und er sah sich genöthigt, 1712 seinen Abschied zu nehmen. Allein es litt den alten Kriegsmann nicht zu Hause in dem stillen Fürstenau. Bereits 1713 trieb es ihn wieder in's Feld, er trat als Hauptmann in die Dienste des

Prinzen Eugen und wohnte mit seiner Compagnie dem Feldzug am Rhein bei. Nach beendigtem Kriege kam sein Regiment nach Mantua in Garnison. Auf Wunsch seines hochbetagten Vaters kehrte er damals nach Fürstenau zurück. Georg Wilhelm erhielt nach dem 1717 erfolgten Tode seines Vaters das Amt Reichenberg als seinen Antheil an der Grafschaft. Erst 1731 vergrösserte sich sein Besitzthum. Damals starb die bisher zur Erbach residirende Linie aus, und Graf Georg Wilhelm verlegte seinen Wohnsitz nach Erbach. Im Jahr 1736 erbaute er das gegenwärtige Schloss. Graf Georg Wilhelm war zweimal vermählt. Am 25. December 1723 vermählte er sich mit Sophie Charlotte, geborene Gräfin Bodmar, verwittwete Gräfin von Plauen. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Töchter, von welchen die ältere den Fürsten Wilhelm Heinrich zu Nassau ehelichte, die jüngere aber das vierte Lebensjahr nicht erreichte. Seine Gemahlin wurde dem Grafen am 14. September 1748 auf dem Reichenberge durch den Tod entrissen. Familienverhältnisse bestimmten ihn, am 3. Mai 1753, in seinem sechsundsechzigsten Jahre, eine zweite Ehe einzugehen. Er vermählte sich mit Leopoldine Sophie Wilhelmine, der hübschen, lebendigen achtzehnjährigen Tochter des Wild- und Raugrafen Karl Walrad Wilhelm zu Dhaun und Kyrburg. Die Frucht dieser Ehe war der Held dieses Buches, welcher am 29. Oktober 1754 im Schlosse zu Erbach das Licht der Welt erblickte.

Die Taufe des Grafen Franz.

Der Deutsche ist ein eingefleischter Particularist. Treffend bemerkte einst der Reichskanzler Fürst Bismarck: „In Deutschland ist man so gut monarchisch gesinnt, dass Jeder sich seinen eigenen Landesherrn halten würde, wenn das anginge.“ Das war auch in den Erbach'schen Landen der Fall. Schon lange hatte man mit Betrübniss gesehen, dass Graf Georg Wilhelm ohne männ-

liche Nachkommen war. Es eröffnete sich daher für die Bewohner der Erbach'schen Aemter die Aussicht, dermaleinst, wenn der alte Graf das Zeitliche segnen würde, unter Fürstenauische Hoheit zu kommen. Niemand dachte daran, dass das im Grunde genommen ganz einerlei sei, sondern alle Welt erblickte hierin ein grosses Unglück. Als daher beim Gottesdienst die erste Fürbitte für die in gesegneten Umständen befindliche Landesmutter gethan wurde, war die Theilnahme eine allgemeine und jedermann wünschte im Stillen einen Stammhalter des Hauses, damit die Selbständigkeit Erbachs erhalten bleibe. Als bekannt wurde, dass die Wünsche der Bevölkerung erfüllt seien und die Gräfin Leopoldine Sophie einen Sohn geboren habe, herrschte allgemeine Freude. Es kam hinzu, dass der alte Graf Georg Wilhelm ein freundlicher, gütiger Herr war, und nicht minder hatte sich die junge Frau Mutter in der kurzen Zeit, während welcher sie in Erbach weilte, durch ihr munteres, freundliches und liebreiches Wesen allerwärts Liebe und Theilnahme erworben. Von allen Seiten kamen Beglückwünschungen; einzeln und in Deputationen kamen die Bewohner Erbachs und der Erbach'schen Aemter in das Schloss geeilt, um ihre Freude über das Ereigniss der Landesherrschaft kund zu thun. Noch mehr äusserte sich dieses am folgenden Tage, an welchem, dem damaligen Gebrauche gemäss, die Taufe des jungen Herrn stattfinden sollte. Die Taufe gestaltete sich zu einem förmlichen Volksfeste.

Es versammelten sich Morgens 9 Uhr der Stadtschultheiss zu Erbach, Herr Johann Thomas Weichsel, mit dem Stadtrathe, sowie den beiden Cent- und Landgerichten „in Mänteln" auf dem Rathhause zu Erbach. Die Bürgerschaft, sowie die sämmtlichen Dorf-Unterthanen versammelten sich auf dem Marktplatze. Um 10 Uhr begaben sich der Bürgermeister, die Mitglieder des Raths und die Centrichter in das Schloss, „um wegen glücklicher Entbindung und zu des jungen Landes-Erben gesegneter Education unterthänigst zu gratuliren." Um 12 Uhr begab man sich in das Zimmer, in welchem der heilige Taufact vorgenommen werden sollte. Es erschienen daselbst mit den Beamten, Räthen und Notablen von Erbach auch folgende hohe Taufpathen: Reichsgraf Carl Walrad, regierender Graf zu Dhaun und Kyrburg; Frau Josepha Eberhardina, Fürstin zu Erbach; Reichsgräfin Juliana Franziska Leopoldina Theresia,

Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Anna Sophia, vormundschaftlich regierende und verwittwete Gräfin zu Erbach; Reichsgraf Louis Friedrich Eginhard, regierender Graf zu Erbach; Reichsgraf Georg Albrecht zu Erbach, sämmtlich von der Fürstenauer Linie.

Abwesende allerhöchste, höchste und hohe Taufpathen waren: „Franziscus der Erste, erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reichs, auch in Germanien und in Jerusalem König*); Reichsgraf Georg August zu Erbach; Herzog Ludwig Friedrich zu Sachsen, „Ihre Hochmögenden der Herren Generalstaaten der Vereinigten Niederlande General der Infanterie"; Herzogin Christina Louise zu Sachsen, geborene Erbin zu Norwegen; Frau Elisabeth Albertina, verwittwete Herzogin zu Mecklenburg, geb. Herzogin zu Sachsen; Fürst Wilhelm Heinrich zu Nassau, Graf zu Saarbrücken, (der Schwager des Neugeborenen); Fürstin Sophie Charlotte Friederica Erdmutha zu Nassau, geborene Reichsgräfin zu Erbach (die Schwester der Neugeborenen); Fürst Carl zu Nassau; Reichsgraf Philipp Heinrich zu Hohenlohe und Gleichen; Fürst Johann Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Bayern, Graf zu Veldenz; Johann Moritz Gustav, Erzbischof von Prag Fürstin Maria Albertina zu Ortenburg Wittwe; Reichsgraf Ludwig Friedrich Carl von Hohenlohe und Gleichen; Fürstin Sophie Amalia von Hohenlohe, geborene Herzogin zu Sachsen; Reichsgräfin Sophie Johanna Dorothea, Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg, geborene Gräfin zu Nassau; Reichsgraf Carl Ludwig, Wildgraf zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Caroline Friederike, verwittwete und geborene Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Caroline, Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Christiane, Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Philippine, Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgraf Heinrich XI. von Reuss älteren Linie; Reichsgraf Carl Magnus, Wildgraf zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgräfin Johanna Louise, vermählte und geborene Wildgräfin zu Dhaun und Kyrburg; Reichsgraf Georg Ludwig zu Erbach; Reichsgräfin Dorothea Juliana zu Leiningen;

*) Durch ein Cabinetsschreiben hatte Kaiser Franz I. die erbetene Gevatterschaft übernommen, jedoch mit der Bestimmung, dass alle künftigen Sprossen des Erbach-Erbach'schen Hauses den Vornamen Franz oder Francisca führen sollten.

Reichsgraf Christian zu Leiningen und Rixingen; Reichsgräfin Charlotte Wilhelmine, verwittwete Gräfin zu Leiningen.

Ausser diesen 33 allerhöchsten, höchsten und hohen Pathen, von welchen, wie bemerkt, 6 anwesend und 27 abwesend waren, war aber auch das gesammte Erbach'sche Land durch Taufzeugen vertreten und hatten die Aemter Erbach und Reichenberg, die Cent Ober-Kainsbach, die Vogtei-Gemeinden Brensbach und Nieder-Kainsbach und Amt Eschau ihre Deputationen, im Ganzen zehn Schultheisse und Schöffen, entsendet.

Als die Versammlung vollzählig war, hielt Herr Hofprediger und Consistorialrath Betz „einen wohlgesetzten und beweglichen Sermon über 1. Sam. 1. 4. 27 und 28: Nun hat der Herr und weil er vom Herrn erbeten ist." Hierauf begann der Taufactus, und wurde dem Täufling „Ihro glorwürdigst regierenden Römisch Kaiserlichen Majestät allerhöchster Name: Franziscus" beigelegt. „Nach vollendeter Tauf wurde der Hochgräfliche junge Landes-Erbe von der Frau Hofmeisterin von Reitzenstein sowohl den anwesenden höchsten Herrschaften als auch den vom Lande abgeschickten Deputirten Einen nach dem Anderen auf den Arm gelegt und unter inbrünstigem Gebet aller Umstehenden sothaner heilige Actus beschlossen."

Den ganzen Tag über war in Erbach Freude und Jubel, und durch Tanzmusik und öffentliche Lustbarkeiten feierte man das freudige Ereigniss. Eine ausführliche Beschreibung der Festlichkeiten, welche wir hier benutzten, wurde von Johann Daniel Hohl, hochgräflich Erbach'schem Amtmann des Amtes Erbach, verfasst. Dieselbe schliesst mit folgendem, die Naivität der damaligen Zeit hinreichend bezeichnenden Wunsche:

„Dass dieser dem Hochgräflichen Hause Erbach wiederum neu aufgegangene Stern und Landes Erbe, welcher die grösste Wonne und Freude Seines Hochgräflichen Herrn Vatters in Dero allergrauestem Alter, die höchste Lust und Vergnügen Seiner so holdseeligsten als auch gnädigsten Hochgräfl. Frauen Mutter immerdar seye, Sich und Seine hohe Posteritæt wie die Sterne am Himmel vermehren, mithin dereinstens wie ein fruchtbarer Baum in viele Aeste verbreiten, unter dessen Schatten das Wohl derer Erbachischen Unterthanen bis an das Ende der Welt immerfort wachsen, blühen und grünen, und

auch ich mit denen Meinigen, so lang es dem Herrn gefällt, eine ungestörte Ruhe genissen möge!"

Auch die Poesie fehlte nicht an dem frohen Tage, und zwar wollte des verstorbenen Rath Jost zu Darmstadt hinterlassene Wittwe ihre landeskindliche Pflicht durch Ueberreichung eines poetischen Glückwunsches bezeugen. Dieses für die vorclassische Periode unserer Literatur charactristische poetische Erzeugniss glauben wir hier in extenso wiederholen zu dürfen.

Da Wunsch und Hoffnung längst verdrossen,
Und Erbachs Stamm hinnaufwärts fruchtlos schien,
So zeiget sich ein neuer Sprossen,
Und jener Stamm aufs neu bezweigt und grün.
Der treibet prächtig in die Höhe,
Und Erbachs Genius zur Seite schirmend wacht,
Damit der Vorsicht Schluss bestehe,
Die Wunder thut, unmöglich möglich macht.

Wann Bäume sonst im Frühling blühen,
Und ihre Aest im Winter traurig stehn,
Kann Erbachs Stamm jedennoch Säffte ziehen,
Und seine Frucht kommt gegen Winter schön.
O! unerforschlich-hold Geschicke,
Das wunderbar der hohen Cedern pflegt,
Und sie, zum Landes-Flor und Glücke,
Mit neuer Krafft erquicket und bewegt.

Herr, Dessen Haupt das Alter schmücket,
Erlauchter Graf, den Volk und Land verehrt,
Vor Dem sich meine Ehrfurcht bücket,
Die Dein Verdienst in fremden Lüfften mehrt,
Herr, lass mich heute Gnade finden,
Weil meine Brust, die voller Freude glimmt,
Sich ebenfalls will unterwinden,
Und auch ein Theil an Deiner Wohlfahrt nimmt.

Dann, als die Hoffnung fast verlohren
Und Wilhelms Stamm verwaysst und Erblos war,

So wird ein junger Graf gebohren,
So siehet man, wie das Erlauchte Paar
Ihr theures Pfand entzückend küssen,
So jauchzt und springt Erbachs beglücktes Land,
Das nun dem Kummer ist entrissen,
Der ehehin die matten Zungen band.

Daher erfordern meine Pflichten,
An diesem Fest und hohen Jubel-Tag
Vor Erbachs Wohl ein Opfer anzurichten,
Ich folge selbst mit treuen Wünschen nach,
Und wende mich zu den gesternten Höhen,
Zur Gnaden-Hand, die unsre Sehnsucht stillt,
Mit brünstigem Gebet und Flehen,
Womit mein Herz in Ehrfurcht angefüllt.

Herr Zebaoth! erhalt, beschütze
Den theuren Franz, von deiner Huld beschert,
Damit Er sey die frohe Stütze,
Die allem Fall von Erbachs Hausse wehrt;
Eröffne deine Himmelsbühne,
Und seegne auch Wilhelm die Landes-Cron,
Und dessen wehrte Wilhelmine,
Bleib du Ihr Schild, und Ihrer Treue Lohn.

Indessen schau mit Gnaden-Blicken,
Erlauchter Graf, auf diese Zeilen hin,
Die Ehrfurcht lässt sich nicht wegdrücken,
Womit ich Dir entfernt ergeben bin.
Verschmäh nicht diese kleine Gabe,
Wofern mein Hertz zu schlechten Weyrauch streut,
Und wann ich was versehen habe,
So dencke Herr an meine Niedrigkeit.

Erziehung des Grafen Franz und sein Hofmeister Herr von Freund.

Der alte Graf Georg Wilhelm sollte sich nicht lange des Sohnes erfreuen. Seine durch die Strapazen der Kriegsjahre stark angegriffene Gesundheit zeigte sich alsbald nach der Geburt des Sohnes bereits sehr gefährdet, und im Frühjahr 1757 entschloss er sich, zu seiner Wiederherstellung eine Kur in Wiesbaden zu gebrauchen. Leider war er jedoch bereits derart körperlich erschüttert, dass auch diese berühmte Heilquelle ihren Dienst versagte. Er starb in Wiesbaden am 31. Mai im einundsiebenzigsten Jahre seines Alters. Seine Leiche wurde nach Reichelsheim gebracht und in der dortigen Familiengruft neben seiner ersten Gemahlin beigesetzt. Seine Wittwe Leopoldine Wilhelmine Sophie übernahm nun als Vormünderin ihres Sohnes die Regierung.

Eine kluge, gewandte Frau, erkannte sie frühzeitig, dass die Lage des Erbach'schen Landes einen Mann erfordere, der, mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, einst die Regierung zu übernehmen im Stande sei. Sie beschloss daher, dem kleinen Franz, an welchem sie seit dem Tode seines Vaters mit verdoppelter Zärtlichkeit hing, eine sorgsame Erziehung zu geben, so weit dieses bei der einsamen Lage Erbachs unter den damaligen Zeitverhältnissen möglich war. Jedermann weiss, dass im vorigen Jahrhundert französische Sitte und französische höfische Erziehung nicht nur für ganz Deutschland, sondern für die gesammte Welt massgebend war. Das Kind erhielt demgemäss eine französische Bonne und als es heranwuchs französische Diener. In seinem sechsten Jahre bekam der Knabe in der Person des „ehrenfesten und gelehrten Herrn Johann Ludwig Vigelius, medicinae candidatus aus Crainfeld", wie es in einem Schreiben der Gräfin Leopoldine Sophie heisst, seinen ersten Hofmeister. Nachdem Vigelius wegen seiner Promotion die Stellung aufgeben musste, wurde, als Graf Franz das zehnte Jahr erreicht, die Erziehung des Knaben Herrn Christian Friedrich Freund, dem früheren Hofmeister der beiden Söhne des Geheimen Regierungsraths von Günderode in Hanau, „einem Manne von gesetztem Wesen und Jahren, der zur Erziehung junger Leute die nöthige Gelehrsam-

keit und Geschicklichkeit besass und welcher von dem Erfolg in derleihe Bemühungen schon wirkliche Proben abgelegt hatte", übertragen. Herr Freund erhielt freie Station sowie 500 Gulden jährlich zur Bestallung und den Hofrathstitel verliehen.

Herr Freund erwies sich als ein ungemein tüchtiger Lehrer, unter dessen Leitung die Erziehung des hoffnungsvollen Sohnes die besten Fortschritte machte. Als Graf Franz nach Vollendung seines vierzehnten Lebensjahres die Confirmation empfing, hatte er sich namentlich hinsichtlich der französischen Sprache vorzügliche Kenntnisse und eine überraschende Uebung angeeignet. Es wurde nun beschlossen, ihn behufs seiner weiteren Erziehung und Ausbildung einige Jahre in's Ausland gehen zu lassen, und wurden zu diesem Zweck jährlich 4000 Gulden für Reise- und Educationskosten verwilligt. Mit Herrn Hofrath Freund war man bezüglich seiner seitherigen Leistungen sehr zufrieden und sollte dieser den jungen Grafen auf seiner Reise begleiten. Um ihm ihre Zufriedenheit hinsichtlich seiner bisherigen Erziehung zu bezeugen und um ihm alle Kreise zu öffnen, in welche er ihren Sohn in Zukunft begleiten sollte, beantragte Leopoldine Sophie bei dem Kaiser die Erhebung des Hofraths Christian Friedrich Freund in den Adelstand und übernahm die Kosten der Nobilitirung*). Durch Schreiben des Vice-Kanzlers Grafen Colloredo erfolgte auch die Erhebung des Hofmeisters in den Adelstand des heiligen römischen Reichs.

Diese Anerkennung, welche Herrn von Freund zu Theil wurde, war eine wohlverdiente. Er war nicht nur ein vorzüglicher Erzieher, sondern auch ein vorurtheilsfreier, heller, klarer Kopf, dessen Einfluss in jener Zeit, wo Aberglaube und Finsterniss auf der einen und excentrische Freigeisterei und Frivolität der Sitten auf der anderen Seite sich schroff gegenüberstanden, den jungen Mann auf den rechten Weg leitete und ihn für die Ideen der heranbrechenden neuen Zeit, die noch ein Jahrhundert nach ihm manche nicht begriffen, frühzeitig empfänglich machte. Von Freund war auch insofern ein kluger Pädagog, als er sich bemühte, die Talente und guten Neigungen, welche er bei seinem Zögling vorfand, zu entwickeln. Mit dem Reichsstaatsrecht des morschen und alterschwachen römischen Reichs hat er ihn nie behelligt, da-

*) 700 Gulden.

gegen unterstützte und bestärkte er ihn in seinem Hang zur Archäologie und in seiner Freude am klassischen Alterthum. Sein Scharfblick erkannte wohl, dass dieses das Gebiet war, auf welchem der junge Mann mit seinen eigenthümlichen Anlagen und Neigungen einst etwas Ausserordentliches zu leisten im Stande sein würde. Auch versäumte er auf seinen späteren Erziehungs-Reisen nicht, ihn jederzeit auf die Schwächen der damaligen Zustände und auf ihre Unhaltbarkeit aufmerksam zu machen. Durch die Briefe von Freunds an die Gräfin Leopoldine Sophie, welche noch vorhanden sind, klingt allerwärts der Spott hindurch, zu welchen ihm die Zopf- und Perrückenwirthschaft an dem französischen und an den italienischen Höfen herausforderte. Er war eine Mephistonatur, und diese seine Neigung zur Satyre und zum Spott, welcher allerdings in der Umgebung der Gräfin manchmal unangenehm berührt zu haben scheint, diente jedoch dazu, frühzeitig bei seinem Zögling Vorurtheile zu zerstören, welche vielleicht sonst bei ihm gross gezogen worden wären. Mit klarem Blick und offenen Augen trat daher Graf Franz in die Welt und gewöhnte sich frühzeitig daran, die Dinge so zu sehen, wie sie waren und nicht etwa, wie er sie gern sehen mochte. Herr von Freund hing zugleich mit väterlicher Liebe an seinem Zögling, der, als er ihn in die Welt einführen sollte, wie ein kräftiger Baum des Waldes heranspross. In überraschender Weise paarten sich bei Graf Franz die Eigenschaften des Vaters und der Mutter. Er war wie dieser von hoher, schlanker Gestalt, ernst und beharrlich; in seinem treuherzigen, munteren, ungezwungenen Benehmen aber und seinem klaren, blauen Auge spiegelte sich der Character der Mutter wieder, deren gesammtes geistiges Wesen auf den jungen Mann überging. Auch auf ihn könnte man jene Worte Göthes anwenden:

Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterlein die froh Natur,
Die Lust zum Fabuliren!

Strassburg. — Schöpflin.

Die Gräfin liebte ihren einzigen Sohn auf das zärtlichste. Sie wusste, dass seine Erziehung im elterlichen Hause mit tausend Unbequemlichkeiten verbunden war und unter allen Umständen eine unvollständige bleiben musste. Wie bereits erzählt, entschloss sie sich daher, wie das damals bei hohen Häusern allgemein üblich war, ihn nach seiner Confirmation unter Leitung seines Erziehers in's Ausland zu schicken. Lausanne in der Schweiz wurde zum ersten Aufenthalt bestimmt.*) An einem herrlichen Maitag (20) des Jahres 1769 begaben sich Graf Franz und Herr von Freund auf die Reise, nachdem die üblichen Kirchengebete für das Wohlergehen der beiden Reisenden, insbesondere des jungen Grafen, vorausgegangen waren. Die Abreise glich einem Trauerzuge. Die treuen Unterthanen folgten dem schwer bepackten Reisewagen ernsten Blickes und gebeugten Hauptes, die Weiber schluchzend und dicke Thränen vergiessend; alle aber baten den Himmel um seinen Schutz für den jungen Herrn; viele verzweifelten fast und glaubten, dass er „von der vorhabenden weiten und beschwerlichen Reise nimmer zurückkehren werde.“ Noch mehrere Stunden folgten die Erbacher Buben lärmend dem Wagen und erst allmählig entfernte sich die Begleitung. Graf Franz aber, der lustig umher schaute und begierig war die schöne, weite Welt kennen zu lernen, lachte herzlich, als die letzten Jungen aus dem Gesichtskreise verschwunden waren. Er freute sich nunmehr Städte und Länder zu sehen — und was noch mehr als alle Bücherweisheit werth ist, mit Menschen verkehren zu lernen.

Die Reise ging zunächst über Schwetzingen, Mannheim, Weissenburg und Saargemünd nach Zweibrücken, wo seine Schwester Sophie, Fürstin zu Nassau den lieben kleinen Bruder mit Zärtlichkeiten überschüttete und ihr Bestes that, ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Nach einer Reihe von Festen und Vergnügungen reiste Graf Franz am 28. Juni nach Strassburg ab, wo er noch am Abend desselben Tags ankam.

*) Bei der Darstellung der Erziehungsreisen sind die Reisebriefe des Hofraths von Freund benutzt.

Strassburg bedeutete damals für die feine Welt mehr als heute, wo es nur die Hauptstadt der reichsländischen Bureaukratie ist. Die Stadt war zu jener Zeit, wo feine französische Sitte mehr als je massgebend war, eine der hervorragendsten Stätten ritterlicher Bildung und guten Geschmacks. In den Strassburger Cirkeln verkehrte die auserlesenste Aristokratie der Welt. 1740 hatte der grosse Friedrich als Kronprinz hier Halt gemacht und 1777 Kaiser Joseph II. Damals, als Graf Franz Strassburg besuchte, waren die Träger einer Reihe hervorragender Namen anwesend; die Universität, an welcher der grosse Schöpflin wirkte, war hoch berühmt, und feine Sitte und die Schätze des Wissens vereinigten sich, um Strassburg zu einer der hervorragendsten Städte Europa's zu erheben.

Damals wohnten der Prinz Eugen von Württemberg mit seiner Gemahlin, die Fürstin von Rothenberg, der Herzog von Mortemar mit Gemahlin, zwei Söhnen und einer Tochter, die Gräfin von Bayern, die Marquise von Hautefort, Fürst Galitzin, die Grafen Rasumowsky, Cobenzl, Wachtmeister und zahlreiche andere adliche Familien neben der eingeborenen elsässischen Aristokratie in Strassburg. In den Repräsentations-Cirkeln bei dem Marschall von Contades, bei den Intendanten de Blair, sowie bei den hervorragenderen Strassburger Privaten verkehrte diese gesammte Gesellschaft und alle Personen, die durch ihren Rang und wissenschaftlichen Namen sich auszeichneten. Das französische und das deutsche Schauspielhaus waren immer stark besucht, auch bot die Stadt sonst die mannichfachsten Zerstreuungen.

Der junge Graf sah sich hier mit einem Male in eine ganz neue Welt versetzt. Jeder Gegenstand überraschte ihn. Mit beiden Augen beobachtete er alles, was ihm neu war, überall fand er Dinge, welche seine Neugier und seinen Wissensdurst erregten. Allein er selbst erweckte nicht weniger die allgemeine Aufmerksamkeit. Er war fünfzehn Jahr alt und verband mit einem schlanken Wuchs und einer edlen Körperhaltung eine gewisse, seinem jugendlichen Alter entsprechende Schüchternheit des Auftretens. Seine Gesichtszüge umgab jene Lieblichkeit und Anmuth, die allein die Jugend und Unschuld verleiht. Mit seinem treuherzigen Blick und seiner reinen Stirn bot er ruhige und reine Gesichtszüge, wie man ihnen nur bei Menschen begegnet, deren

Herz noch durch keine Leidenschaften erregt, deren Seele noch durch kein Laster befleckt wurde. Erstaunt sahen die Franzosen den herrlichen Jüngling, und er genoss während seines Aufenthalts in Strassburg eine Reihe hervorragender Auszeichnungen. Er bemühte sich jedoch auch, von den wissenschaftlichen Instituten der berühmten Stadt Vortheil zu ziehen. So besuchte er wiederholt das naturwissenschaftliche Museum des Professors Herrmann, das physikalische Kabinet des Professors Scheurer, dessen ungeheures Sonnenmikroscop damals die allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Am Münster und den vielen ehrwürdigen Kirchen empfing er die ersten Eindrücke von der Herrlichkeit romanischer und gothischer Kunst, und mit dem Professor der Mathematik, Herrenschneider, besuchte er die zur damaligen Zeit berühmten Befestigungen Strassburgs und seine für uneinnehmbar geltende Citadelle. Auf dem Polygon wohnte der junge Graf den Schiessübungen bei und sah mit Erstaunen wie die Tochter der Herzogin von Mortemar, ein neunjähriges Kind, zwei Schüsse aus einem Vierundzwanzig-Pfünder mit einer Unerschrockenheit und einer Kaltblütigkeit abfeuerte, die einem erwachsenen Manne Ehre gemacht hätten. Ungern verliess Graf Franz die freundliche Stadt. Vor seiner Abreise besuchte er noch den berühmten Schöpflin, einen ehrwürdigen Greis, die Zierde und der Ruhm der Universität.

„Streben Sie immer nach Grossem und Edlem", verabschiedete ihn dieser. „Sie haben nur eine kleine Zahl von Unterthanen zu regieren, um so eher kann man dann sagen, hier ist ein Herr, der es verstanden hat, diejenigen glücklich zu machen, die ihm anvertraut sind. Sorgen Sie für eine prompte Justizverwaltung und halten Sie die Pedanten fern. Hören Sie auf den Rath von Männern, die Weltkenntniss, Erfahrung und Ehrfurcht besitzen; aber solche Freunde finden Sie allerdings nicht Dutzendweise. Lassen Sie sich nicht durch die Frauen beeinflussen, streben Sie nach Grossem — ich wiederhole es — und seien Sie glücklich."

Lausanne. — Voltaire.

An einem Abend des Juli (8) reisten Graf Franz und Herr von Freund von Strassburg nach Basel ab. Kräftige Pferde zogen den Reisewagen rasch durch das Elsass, und schon am folgenden Tag um Mittag kamen Beide in Basel an. Sie besichtigten hier das Zeughaus, das Stadthaus mit seinen Holbein'schen Malereien, den berühmten, nun verschwundenen „Todtentanz" und alles, was die alterthümliche Stadt bietet. Mit der Behäbigkeit neugieriger Reisenden, die jedes Städtchen und jede Merkwürdigkeit besichtigten, setzten Beide Tags darauf die Reise fort und erreichten über Bern und Murten am 18. Juli Lausanne. Es ergab sich dort nur zu bald, dass die damals berühmte Adels-Academie, auf welcher Graf Franz den Grund zu seiner Bildung legen sollte, eine sehr mangelhafte war. Der junge Graf wurde vorzugsweise dazu angehalten die Bibel von einem Ende zum anderen durchzulesen; viermal arbeitete er Trusheims Heilsordnung durch, während sich seine lateinischen Studien nur auf Cornelius Nepos und den Curtius beschränkten. Französische, englische und italienische Grammatik bildeten neben Tanzen und Fechten die weiteren Unterrichtsgegenstände.

Der Gouverneur des jungen Mannes erkannte bald, dass bei dieser Erziehung nichts herauskommen könne. Er sah rasch, dass die Professoren unwissend und träge waren und dass ihnen vollständig die Fähigkeit mangelte, dem Grafen einen seinem Alter und seinen Fähigkeiten entsprechenden Unterricht zu ertheilen. Er beschloss daher, wieder allein seine Erziehung zu übernehmen. Er theilte zu diesem Zweck die Zeit des begabten jungen Mannes zwischen Unterrichtsstunden und dem gesellschaftlichen Verkehr mit hervorragenden Persönlichkeiten. Eines Tages besuchten beide eine mit dem Hause Erbach verwandte Princessin von Kurland, die aus Gesundheitsrücksichten nach Lausanne gereist war. Sie fanden bei der Princessin einen alten Schweizer-Capitän, Herrn Josuèl, und lernten in ihm einen liebenswürdigen Offizier kennen. Im Laufe des Gesprächs machte Josuèl den Vorschlag: „d'aller voir le patriarche du bel esprit à son chateau de Ferney." Der Vorschlag wurde angenommen. Gemeinsam mit Josuèl unternahmen

beide eines schönen Morgens die Reise nach Genf. Herr von Freund schrieb Namens des Grafen sofort an Voltaire und fragte an, ob Herr von Voltaire geneigt sei, die Fremden zu empfangen. Am Abend erhielt Graf Franz folgende Antwort:

16. Auguste 1769 à Ferney.

Monsieur.

Le vieillard malade, que Votre Excellence veut bien venir consoler, est aussi sensible à l'honneur que Vous lui faites qu'il s'en trouve indigne.

Si Vous avez la bonté d'accepter un diner de malade demain vers les deux heures, le vieillard aura l'honneur de Vous faire la plus mauvaise chére du monde, en cas qu'il ne soit pas mort. Il Vous suplie qu'il n'y ait aucune ceremonie. Les agonisants n'en peuvent faire.

J'ai l'honneur avec bien du respect,

Monsieur
de Votre excellence
le très humble et très
obeissant Serviteur
Voltaire

Graf Erbach verfehlte nicht sich zur bestimmten Stunde nach dem etwa eine halbe Meile von Genf entfernten Ferney zu begeben. Ein Kammerdiener führte die Herrn zu dem berühmten Mann. Voltaire kam ihnen bis in das Vorzimmer entgegen, um sie zu begrüssen. Dem Grafen begegnete er mit besonderer Auszeichnung. Herr de Josuèl stellte Herrn von Freund mit dem Bemerken vor: „C'est son gouverneur!"

„Un beau gouvernement", erwiderte Voltaire, nachdem er den jungen Grafen mit dem Ausdruck der Befriedigung betrachtet hatte, „et Monsieur parait le mériter!"

Man machte Voltaire hierauf Complimente über seine Werke, durch welche er die Aufklärung verbreitet habe.

Voltaire sprach viel über die Toleranz und die letzten in Genf stattgehabten Wirren. Er lobte insbesondere die Haltung, welche die Bürgerschaft dem Magistrat gegenüber beobachtet hatte. Er erzählte unter anderem folgende Anecdote.

Einem der Herren vom Magistrat fiel die Börse aus dem Wagen, als er gleich allen seinen Collegen Reissaus nahm, um das Volk zu ärgern, das nun ohne Obrigkeit war. Ein Bürger fand die Börse, lief eine grosse Strecke Weges dem Wagen nach und rief dem Kutscher zu, er solle halten. Der Wagen hielt. Der Magistratsherr fürchtete bereits, der Bürger wolle ihn insultiren, da überreichte dieser höflich die verlorene Börse, die Frau des Magistratsherrn nahm sie, dankte und wollte dem Bürger ein Geschenk geben. „Nein", erwiderte der Bürger, „ich schulde dem Magistrat eine uneigennützige Anhänglichkeit." („Non," repondit le bourgeois, „je dois l'attachement à la magistrature sans interêt.")

„Man muss gestehen," bemerkte Voltaire, „dass sich die Bürger von Genf in einer ungemein glücklichen Lage befinden. Gegenwärtig geht es ihnen besser als jemals. Der Magistrat ist genöthigt, massvoll zu handeln, nachdem er sich davon überzeugt hat, dass das Volk fest auf seinem Recht besteht und mit Klugheit zu handeln weiss. Das Volk wird sich dagegen bemühen, eine feine, umsichtige und kluge Haltung zu bewahren, weil es erkannte, dass es gerade hierdurch über den Magistrat Meister wurde."

Voltaire plauderte weiter und sprach von seinen Werken.

„Je suis comme St. Jean," bemerkte er, „qui leurs crie dans les desserts."

Einer der Herren glaubte darauf aufmerksam machen zu müssen, dass man in Folge seiner Werke in Bayern anders zu denken beginne.

„Oui, il y a trois ou quatre personnes en Bavière, qui commencent à penser", antwortete Voltaire.

Von den jungen Leuten aus den Sevennen, die in Lausanne auf englische Kosten ihre theologischen Studien machten, meinte er:

„Ces gens sont toujours entretenûs pour precher l'Evangile et la revolte."

Vom König von Preussen sagte er:

„Il a beaucoup des talens, beaucoup des connaissances beaucoup de science de guerre et de despotisme."

Während des Gespräches trat der Hausfreund Voltaires, der Pater Adam, ein. Voltaire stellte ihn dem Grafen vor und sagte:

„Voila le père Adam, exjésuite tolérant. Si Vous étes catholique, il Vous dira la messe; si Vous étes protestant, il priera Dieu pour Vous.“

Als er erfuhr, dass seine sämmtlichen Gäste Protestanten seien, sagte er:

„Je vous en fais mes compliments. Vous étes bien heureux! Luther et Calvin par leurs sottises ont cependant fait du bien aux personnes raisonnables.“

Man rief zum Diner. Es wurde mit grosser Eleganz aufgetragen und war splendid.

Nach der Tafel spielte Voltaire eine Partie Schach mit Herrn von Freund. Er machte ihn matt und empfahl sich dann, indem er den Hofmeister aufforderte, sich bei dem Pater Adam die Revanche zu holen.

Von dem Augenblick an, wo Voltaire sich zurückgezogen, machte der Pater Adam den Wirth. Er zeigte den Reisenden jeden Gegenstand, den die mit äusserster Sorgfalt eingerichteten Zimmer enthielten. Er zeigte ihnen die Portraits der Encyclopädisten, der Kaiserin Katharina, der Wäscherin Voltaires und seines Schornsteinfegers und alle die kleinen heute in dem ehemaligen Wohnsitze des Philosophen noch vorhandenen Einzelheiten, welche dem Ganzen eine so grosse Behaglichkeit verleihen. Sie besuchten den Theatersaal, wo die gute Gesellschaft von Genf sich häufig versammelte, um Voltaires Stücke aufzuführen, beziehungsweise sie aufführen zu sehen, einen Ort, an welchem sich ein Publikum einfand, so fein und gewählt, wie es sich zur damaligen Zeit nirgends auserwählter zusammenfand. Unmittelbar neben dem Schauspielsaal befindet sich eine Kirche, auf deren Giebelfeld man folgende Worte liesst:

„Deo erexit Voltaire“.

An der Rückseite der Kirche sieht man an der Mauer ein sehr einfaches Grabdenkmal in Gestalt einer Pyramide, welches auch nicht die mindeste künstlerische Schönheit aufzuweisen vermag.

„Voltaire will nicht in der Kirche begraben werden“, sagte der Pater Adam, „denn er meint, das sei doch polizeiwidrig, wenn er da noch etwa predigen würde. Am liebsten liesse er sich in dem Park oder, wie einst die Heiden, in Feld oder Wald beerdigen, aber er fürchtet die Kritik!“

„Man sieht“, fügt hier unser Gewährsmann hinzu, „der Philosoph ist in diesem Punkt skrupulöser als jene hohe Frau, welche der König von Preussen die personificirte Vernunft nannte.“*)

Die Reisenden machten nun einen Spaziergang in den Park und auf die Terrasse, unter jener heute noch vorhandenen prachtvollen Allee wilder Kastanienbäume und erlabten sich an der herrlichen Fernsicht, die man von hier aus geniesst. Gleich einem Spiegel breitet sich der weite, tiefblaue Genfer See aus; in der Ferne erblickt man Savoyen, dessen Uferstädtchen und Gebirgsdörfer herüberleuchten und sich auf der Fläche des See's spiegeln. Unmittelbar am Ufer erheben sich der grosse und kleine Salève, dahinter der Molard, und den Schluss des Panoramas bildet jene gewaltige Savoye'sche Gletscherkette, deren höchsten Punkt der Bergriese Montblanc bildet. Und wenn der Abend kommt, dann färbt sich diese ganze Bergkette, erst mit einem leichten goldenen Schimmer, die Schatten aber in bläulichen und violetten Tinten, dann röthlich und immer röther, und zuletzt in tiefer dunkeler Gluth, während die gesammte tiefer liegende Welt bereits dichtes Dunkel umhüllt. Staunend und stumm bewundert der Mensch das grossartige Schauspiel. Auch bei unseren Reisenden liess der Ausblick von der Terrasse einen tiefen Eindruck zurück. Nur mit Widerstreben entschlossen sie sich, von diesem herrlichen Fleckchen Erde Abschied zu nehmen. Voltaire erschien nochmals und zeigte sich liebenswürdiger wie je. Bis zum Wagen gab er dem jungen Grafen das Geleite.

„Man erstaunt, wenn man die Lebendigkeit dieses Greises sieht“, bemerkt unsere Quelle. „Hoch und schlank gewachsen und im Vergleich zu seinem Alter nur wenig gebeugt, schreitet er festen Schritts auf seinen dünnen und langen Beinen daher. Die Nase ist gross, aber wohlgeformt, die braunen Augen sind trotz seines Alters von einem ausserordentlichen Glanz, den kleinen, kahlen Kopf deckt eine gewaltige Perrücke. Gewöhnlich empfängt er die Fremden im Schlafrock. Dieses Mal war er angekleidet. Er trug einen pompadourfarbigen seidenen Rock mit Goldknöpfen und, gleich einem jungen Manne, elegante, leichte Schuhe. Er spricht sich mit grosser Bestimmtheit aus; seine Ma-

*) Die grosse Landgräfin Caroline von Hessen, die sich bekanntlich zu Darmstadt im Schlossgarten beerdigen liess.

nieren sind gewinnend und höflich, seine Stimme ist sanft und volltönend. — Er muss in seiner Jugend schön gewesen sein.“

Der Reisewagen rollte nach Genf zu davon; noch lange aber stand dem jungen Grafen und seinem Begleiter das merkwürdige Bild des grossen Philosophen von Ferney vor Augen.

Graf Franz lebte nun mit seinem Erzieher längere Zeit in Lausanne und suchte sich nach Kräften zu unterrichten. Er besuchte die Museen und öffentlichen Sammlungen des protestantischen Roms, das Zeughaus, das Theater und verkehrte mit den bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt. Seine Erziehung war hierin eine weit vernünftigere als diejenige eines damals zu Genf wohnenden Prinzen von Mecklenburg, eines dreizehnjährigen Knaben, dessen Hofmeister ihn in den finstersten Grundsätzen erzog. Aengstlich vermied er, ihn in das Theater zu führen, oder gar mit ihm den Philosophen von Ferney aufzusuchen. Niemals versäumte er aber, seinen Zögling einer öffentlichen Hinrichtung beiwohnen zu lassen, einerlei ob es sich nur um das einfache Aufhängen einiger Diebe, oder um die bereits verwickeltere Procedur des Räderns handelte. Politisch und religiös war die Erziehung des Grafen Franz völlig den aufgeklärten Anschauungen jener Epoche entsprechend. Er huldigte in religiöser Hinsicht den Grundsätzen der Toleranz und Humanität, ohne darum von den Traditionen seines Hauses abzuweichen, in welchem die lutherische Confession seit Georg III. (1542) strenge festgehalten wird. Er fand sehr wenig Gefallen an dem calvinistischen Gottesdienst und wohnte daher den lutherischen Hausandachten bei, welche in dem Hôtel der Prinzessin von Kurland abgehalten wurden.

Von Lausanne aus unternahm Graf Franz noch zahlreiche Ausflüge, theils an das jenseitige Savoye'sche Ufer des See's, theils nach dem Neufchateler See. Er befriedigte zugleich, wo er konnte, seine Leidenschaft für römische Alterthümer und Inschriften. Nachdem sein Aufenthalt in Lausanne beendigt, bereiste er die Schweiz. Er besuchte auch, einer Regung der Pietät folgend, die er für das ehrwürdige deutsche Kaiserhaus Habsburg in seinem warm fühlenden Jünglingsherzen empfand, das Schloss Habsburg.

Wo ein Denkmal, eine Kunstseltenheit, eine merkwürdige Rüstung zu sehen war, oder wo ein in der damaligen Zeit gefeierter Gelehrter wirkte, versäumte er nicht die Stätte aufzusuchen,

In letzterer Beziehung musste er allerdings manchmal die Erfahrung machen, dass die Gelehrten verlieren, sobald man sie aus der Nähe betrachtet. Ein solches Curiosum war der Pastor Fuesslin in Feldheim bei Winterthur, der Verfasser einer damals sehr geschätzten „historisch-geographischen Beschreibung der Eidgenossenschaft“. Der dicke, schwerfällige Herr mit rothem, aufgedunsenem Gesicht, in dessen Mitte sich eine grosse breite Nase gleich einem in dunkelrother Gluth schimmernden Carfunkel erhob, wusste aus Verlegenheit nicht, wie er die fremden Besucher empfangen und was er reden sollte. Es bedurfte nahezu eine Viertelstunde bis er wieder zu sich kam, ohne dass er jedoch während der ganzen Unterredung nur eine vernünftige Auskunft auf die Fragen des Reisenden zu geben vermocht hätte. Er war offenbar froh, als die Gäste wieder seinem Hause den Rücken kehrten.

Unter den künstlerischen Merkwürdigkeiten, welche unser Gewährsmann erwähnt, glauben wir die Beschreibung eines Grabdenkmals wiederholen zu dürfen, welches Graf Franz in der Kirche zu Hindelbank bei Sempach besichtigte und welches aus den Händen eines der bedeutendsten Bildhauer der damaligen Zeit — Nahl — hervorgegangen war. Eine junge Frau war bei der Niederkunft mit ihrem Kinde gestorben. Der Künstler gehörte zu den Hausfreunden, und der Gatte bat ihn, durch ein Denkmal das Gefühl seines Schmerzes zu verewigen. Die Freundschaft trug dazu bei das Genie des Künstlers anzuregen, und er brachte einen der schönsten Gedanken durch sein Werk zum bildlichen Ausdruck.

Das Denkmal versetzt den Beschauer in die ferne Zukunft, an den grossen Tag der Auferstehung, den Tag wo die Gräber ihre Todten wiedergeben. Die Decke des Grabes bricht auseinander, und im Inneren sieht man die liebliche Gestalt der jungen Frau, die mit ihrem Kinde zum Leben erwacht. Man erblickt sie im Augenblick ihres Erwachens und ihrer höchsten Ueberraschung. Das beglückende Bewusstsein ihrer Unsterblichkeit malt sich in ihren verklärten und erhabenen Zügen. Mit einem Arm hebt sie die Decke ihres Grabes in die Höhe, mit der anderen drückt sie ihr Kind an den Busen, das gleichfalls zum Leben erwacht und dessen kleinen Hände ihr anscheinend helfen wollen, den Deckel zu heben und diesen traurigen Aufenthalt zu verlassen. Auf dem

Grabstein stehen die Worte: „Da bin ich, Herr, mit dem Kinde, das du mir gegeben!" — Wir wissen nicht, ob dieses Meisterwerk der Bildhauerkunst, vor welchem die Reisenden lange in tiefe Bewunderung versunken standen, heute noch vorhanden ist; aber immerhin schien es uns erlaubt zu sein, den grossen Gedanken einer begeisterten Künstlerseele hier zu wiederholen, um so mehr, als es das ständige Studium und die tägliche Berührung mit der Kunst war, welche den Helden unserer Darstellung durch den tiefen Eindruck, welchen die Werke der Kunst bei ihm hinterliessen, zu dem Manne heranbildeten, der fähig war, in einem kleinen Gebirgsstädtchen ohne ausserordentliche Mittel der Kunst, ihrer Geschichte und der Alterthumswissenschaft eine Stätte zu schaffen, wie sie die grossen fürstlichen Residenzen nicht schöner aufzuweisen vermögen.

Lyon. — Rousseau.

Durch das Berner Oberland kehrte der Graf aus den Urkantonen nach dem Genfer See zurück. Von Lausanne aus unternahm er alsdann Touren nach St. Maurice, nach dem Pays de Bex, und nachdem er die Schweiz nach allen Richtungen hin durchmessen hatte, beschloss er, durch Frankreich nach Strassburg zurückzukehren. In Lyon, wo Graf Franz am 1. Juni 1770 eintraf, nahm er einen längeren Aufenthalt. Bei dem Erzbischof von Lyon, Mr. de Montazet, einem liebenswürdigen, feingebildeten Kirchenfürsten, welchem er seine Aufwartung machte, fand der junge deutsche Edelmann eine äusserst zuvorkommende und herzliche Aufnahme. Er erhielt von dem Erzbischof, einem schönen, hoch gewachsenen, jovialen Manne, der, damals in der Mitte der Vierzig stehend, den Damen gegenüber eine feine Galanterie bewies, wiederholt Einladungen zur Tafel oder zu Festlichkeiten, welche auf seinem Landgut stattfanden, und unsere Quelle gedenkt in der anerkennendsten Weise des geistlichen Herrn, sowie der schwarzen, schelmischen Feueraugen seiner in der Blüthe der Jugend stehenden Nichte.

Während ihres Aufenthaltes zu Lyon beschlossen die Reisenden, auch den berühmten Jean Jaques Rousseau aufzusuchen, dessen Stücke im dortigen Theater öfters zur Aufführung kamen, und welcher damals in dieser Stadt wohnte. Es gelang ihnen auch, was gewöhnlich sehr schwer war, ohne Protection oder sonstige Empfehlung bei dem Sonderling Zutritt zu erlangen. Der Hofmeister schrieb einige Zeilen an den Philosophen, durch welche er anfragte, welche Stunde ihm bequem sei, um den Besuch des Grafen Erbach zu empfangen. „Ganz gleichgültig, jede Stunde ist gut," lautete die Antwort. Um neun Uhr Morgens befanden sich Graf Franz und Herr von Freund in dem Vorzimmer des Wunderthiers.

Der Philosoph empfing die Fremden mit den üblichen Begrüssungen, entschuldigte seinen vernachlässigten Anzug — er trug ein graues Ratiné-Costüm und eine Mütze auf dem kahlen Kopf — und zeigte sich doch umgänglicher, als die beiden Reisenden erwartet hatten. Der Eindruck, welchen er auf sie machte, war jedoch ein höchst auffallender, merkwürdiger, aussergewöhnlicher. Er war von mittlerer Grösse, weder dick, noch mager, die Haare waren schwärzlich, die Augen braun und lebhaft, die Augenbrauen schwarz und schön geschwungen. Sein Gesicht war hübsch und der Ausdruck desselben sanft und angenehm. Er war nichts weniger als schweigsam, oder trocken, wie man ihm dieses so häufig nachsagte, Rousseau sprach vielmehr mit Lebendigkeit und zeigte sich als Weltmann.

Er sprach über viele Dinge. Beispielsweise zog er Vergleichungen zwischen Lyon und Paris und bemerkte, dass er in Lyon verhältnissmässig mehr begabte Leute getroffen habe, als in der Hauptstadt. Er bedauerte, jemals componirt und Dramen gedichtet zu haben. Diese Gabe sei ebenso undankbar, wie es bedenklich sei, der Neigung zur dramatischen Dichtkunst nachzugeben, denn der Dichter brauche zwischen sich und dem Publikum einen Vermittler, den Musiker oder den Schauspieler, und jeder habe es in seiner Hand, den Autor lächerlich zu machen. Schreibe man statt dessen ein philosophisches oder ein Geschichtswerk, so sei der Leser selbst im Stande zu urtheilen, ob der Autor seinen Zweck erreicht habe oder nicht.

Ueber seine Schriften sagte er, dass er über seine Ausdrucks-

weise nie einen Verleger gehört habe. Es sei sein Glück gewesen, dass er spät zu schreiben angefangen und zur rechten Zeit aufgehört habe. Er sei vierzig Jahre alt gewesen, als er seine erste Schrift herausgegeben, und seit er die fünfzig Jahre erreicht habe, sei er entschlossen, nichts mehr zu schreiben. „Dass ich die Wahrheit geschrieben“, fügte er hinzu, „war mein ganzer Fehler.“

Als er von Musik sprach, belebten sich alle seine Züge und alle Muskeln waren in Bewegung. Er lobte das musikalische Gehör der Deutschen, sprach mit Wärme von den italienischen Melodien und mit souveräner Verachtung von der französischen Musik.

Während der ganzen Unterredung war ein weibliches Wesen von auffallender Hässlichkeit zugegen, nach dem stupiden und leeren Gesichtsausdruck zu urtheilen nur wenig begabt. Sie mischte sich nicht in das Gespräch, bewies aber ihre Theilnahme durch Nicken des Kopfes, grinste abscheulich und bezeugte ohne Unterlass ihren Beifall zu allem, was ihr Orakel, der Philosoph, verkündete. Es war die vielerwähnte Haushälterin, die spätere Gattin des grossen Jean Jaques.

Dieses war der Besuch der Reisenden bei dem grossen Sonderling, und wenn Rousseau auch nicht den freundlichen Eindruck auf sie hervorbrachte, wie der feine, gewandte Voltaire, so freuten sich doch die beiden Reisenden, ein günstigeres Bild von ihm empfangen zu haben, als die Zeitgenossen von ihm zu entwerfen gewohnt waren.

Der Pfarrer von St. Marcel. — Schöpflins Begräbniss.

Von Lyon aus reiste Graf Erbach durch Burgund über Macon und Tournus nach Chalons sur Saone. Bei der eine halbe Stunde von der letzteren Stadt gelegenen Abtei St. Marcel machte der Graf Halt, um das dort befindliche Grab Abälards zu besuchen. Der Aufenthalt in St. Marcel verlängerte sich um einige Stunden, denn das Geschick wollte es, dass die beiden Reisenden bei dem Besuch den Abtei des Pfarrer des Orts kennen lernten, einen trefflichen, gemüthlichen Herrn, der sich die Ehre

nicht nehmen liess, den jungen Grafen und seinen Erzieher zu einem Frühstück in seinem Pfarrhause einzuladen. Der Pfarrer brachte einen vorzüglichen Burgunder von wunderbarem Wohlgeschmack, dessen sich unser Gewährsmann noch nach zehn Jahren mit Entzücken erinnerte, auf den Tisch. Wer an einem edlen Wein seine Freude hat, weiss dieses Entzücken zu würdigen. Es ist der schönste uns erhalten gebliebene Ueberrest der Gastfreundschaft, wenn uns in einem weinbauenden Lande der Bebauer des edlen Rebstocks zu einer Flasche edlen, würzigen, feuerigen Weines einläd, wenn die Gedanken lebhafter arbeiten, wenn die Macht der edlen Bachusgabe Mensch zum Menschen näher führt und wenn die Schranken, die bürgerliche Lebensstellung, Nationalität und Bekenntniss um uns ziehen, allmählich zurücktreten und eine ungetrübte Fröhlichkeit nach und nach alle die Hindernisse uns vergessen lässt, die der Verwirklichung der Grundsätze wahrer Humanität hienieden noch entgegenstehen. In diesem Sinne betrachten wir jeden Trunk einer Flasche edlen Weins als eine gute That, und um dieser guten That willen gedenken wir heute noch nach hundert Jahren des guten Pfarrers von St. Marcel, dessen Gebeine gleich denen seiner damaligen Zechgenossen schon längst in Staub und Asche zerfallen sind. Der joviale Pfarrer, ein Kenner der deutschen Literatur, sang deutsche Lieder, von denen er eine Menge auswendig wusste, und singend und trinkend eilten den Reisenden, die sich in die Heimath, an die Ufer des Rheins versetzt glaubten, die Stunden dahin. Erst spät nahmen sie von dem biederen Landgeistlichen einen herzlichen Abschied. Der Reisewagen rollte weiter in das reiche Burgunderland hinein. In Beaune wurde übernachtet.

Von Beaune reiste der Graf nach Dijon. Dort lag das Regiment Royal-Allemand, bei welchem eine grosse Zahl deutscher Prinzen und Edelleute als Offiziere dienten, in Garnison. Die Ankunft des jungen Grafen gab Veranlassung zu einer Reihe von Festlichkeiten. Diese Aufmerksamkeiten, sowie die Sehenswürdigkeiten der Stadt waren die Veranlassung, dass der Graf auch hier seinen Aufenthalt erheblich verlängerte und volle vierzehn Tage in der angenehmen Provinzialstadt verblieb.

Von Dijon reiste Graf Erbach nach Colmar, suchte dort den blinden Pfeffel auf und begab sich nach einem kurzen Aufent-

halt bei Baron Dietrich in Gravenstaden nach Strassburg. Wenige Tage nach seiner Ankunft sah er die Universität in tiefe Trauer versetzt. Schöpflin, die Zierde der Hochschule, der grosse Gelehrte, dem sie ihren damaligen Glanz zu verdanken hatte, starb am 7. August 1770.

Am 9. August fand die Beerdigung statt. Der Gouverneur befahl, dass die Beisetzung mit allem Glanze stattfinden sollte, welchen die hervorragende Stellung des Verstorbenen beanspruchen dürfe. Strassburg zählte damals in Folge der Thätigkeit Schöpflins, dessen Einfluss es zu danken war, dass sich die Studenten statt wie auf deutschen Universitäten, sich mit Raufereien und Zechgelagen die Zeit zu vertreiben, mit ernstlichen Studien beschäftigten, eine ungemein grosse Zahl deutscher Studenten. Nachdem Friedrich II. im Jahr 1756 das Kurfürstenthum Sachsen erobert, begab sich die Blüthe der academischen Jugend von Leipzig und Göttingen nach Strassburg. Schöpflin war es nun, der auch nach der sittlichen Seite hin eine Reform des verwilderten Universitätslebens jener Zeit mit Erfolg übernahm. Er war der Ansicht, dass diese vielversprechende academische Jugend nicht nur Studien machen, sondern sich auch die Gewohnheiten der feineren Welt aneignen müsse. Er veranlasste, dass die Studirenden bei dem Gouverneur, bei dem Intendanten und bei den hervorragenden Persönlichkeit der Stadt eingeführt wurden und an den Festlichkeiten und Bällen, welche dieselben veranstalteten, Theil nahmen. So wurde damals Strassburg die Lieblings-Universität der deutschen höheren Gesellschaft. Noch Jahrzehnte nach dem Tode Schöpflins, bis zu dem Beginne dieses Jahrhunderts, zogen Studenten aus den deutschen Adelsfamilien nach Strassburg.

Das Leichenbegängniss des grossen Todten war ein ungemein feierliches. Der Gouverneur und die Generalität, die hohen Beamten gingen an der Spitze des Zuges und Offiziere jeden Ranges schlossen sich demselben freiwillig an. Obgleich dem elsässischen Wesen fremd, bewies die französische Verwaltung alle diese Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit, welche ihr während einer zweihundertjährigen Occupation einer deutschen Provinz die lebhafte Zuneigung und Anhänglichheit erwarb, von welcher wir heute noch täglich Beispiele wahrnehmen können.

Paris. — Ludwig XV. und sein Hof.

Graf Franz blieb bis zum Mai 1772 in Strassburg und widmete sich mit grosser Regelmässigkeit seinen Studien. Er hatte sich bereits hübsche Kenntnisse angeeignet, und sein Hofmeister war darauf bedacht, ihn völlig in den Anschauungen der neuen Zeit zu erziehen. Die archäologischen Werke Winckelmanns, auf staatswissenschaftlichem Gebiet die Schriften von Mosers, namentlich dessen „Herr und Diener", bildeten seine hauptsächlichste Lectüre. Herr von Freund hatte aber auch gefunden, dass nichts vortheilhafter auf den jungen Mann wirkte, als das Buch aller Bücher, die grosse Welt. Andere Menschen, andere Sitten, andere politische und religiöse Einrichtungen kennen lernen, das hiess nach seinen Anschauungen Vorurtheile abstreifen, den Geschmack vervollkommenen und den Gesichtskreis erweitern. Er hielt es für angemessen, dieses System der Erziehung auch ferner beizubehalten und das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden. Am 20. Mai 1772 reiste er mit seinem Zögling von Strassburg nach Paris ab.

Man folgte der gewöhnlichen Reiseroute über Nancy, Chalons und Rheims. Am 28. Mai kamen der Graf und sein Erzieher in Paris an, wo sie im Faubourg St. Germain, hôtel Luxembourg Quartier bezogen. Die Stadt, das Gedränge der Wagen und Menschen, die durcheinander sich bewegten, sich gegenseitig anstaunten, ausfragten, schwatzend, feilschend oder schreiend mit einander verkehrten, machten einen merkwürdigen Eindruck auf das Gemüth des jungen Mannes. Ueberall fand seine Wissbegierde neuen Stoff. Bald waren es die Läden des Palais Royal, bald das Théatre français und andere Schauspielsäle der Hauptstadt, oder ihre grossen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen, wo sein Geist neue Nahrung empfing. Er besuchte die Antiquitätenhändler, die Künstler in ihren Ateliers, und überall, wo die Schätze der Kunst entstanden oder angehäuft waren, sah man den jungen Grafen. Er suchte den Kupferstecher des Königs, Herrn Wille, auf, dessen Kupferstische damals in ganz Europa berühmt waren. Wille, zu jener Zeit ein Fünfziger, war der Sohn eines Müllers in der Umgegend von Giessen. Er hatte kaum fünfzehn Jahre zurück-

gelegt, als er sich nach dem Ausland wandte, und lebte seit jener Zeit meist in Frankreich. Er verheirathete sich schliesslich mit einer ziemlich hässlichen Pariserin. Seine Stiche waren Meisterwerke, und mit Chodowieky zählte er zu den grössten Kupferstechern jener Epoche. Auch den berühmten Bildhauer Pigall besuchte der Graf bald nach seiner Ankunft in der Hauptstadt. Sein gewaltiges, heute in der Thomaskirche zu Strassburg aufgestelltes Grabdenkmal des Marschalls von Sachsen ging damals seiner Vollendung entgegen.

Durch den Obersthofmeiser Duc de Fleury wurde Graf Franz bei einem Lever dem Könige vorgestellt. Unser Gewährsmann gibt uns von dieser Ceremonie folgende Schilderung. In einem Audienzsaal wartete man mit einer Menge Leute der verschiedensten Art. Gegen elf Uhr öffnete der Schweizer die Thüren und rief: „Le roi est levé!" — Seine Majestät trat ein. — Der König trug einen schwarzen seidenen Anzug; seine gelockten, halb grauen, halb dunkelbraunen Haare waren ohne weitere Verzierung und ohne Haarbeutel nach rückwärts gebunden. Ludwig XV. unterhielt sich einen Augenblick mit den ihm zunächststehenden Marschällen von Frankreich, trat dann zum Betpult und kniete nieder. In dem Augenblick, wo der König niederkniete, fielen ein ganzes Dutzend Geistliche hinter ihm auf die Kniee. Sein Gebet war sehr kurz. Als er sich wieder erhob und im Begriff war in sein Cabinet zu treten, nannte ihm der Herzog von Fleury den Namen des neben ihm stehenden Grafen Erbach. Seine Majestät machte dem Grafen eine Verbeugung und ging dann weiter. Der Herzog von Fleury begab sich hierauf mit dem Grafen in die Gemächer des Dauphin. Auch hier war die Ceremonie die gleiche. Der Herzog von Fleury nannte den Namen des Grafen, der Dauphin machte seine Verbeugung und zog sich dann zurück.

An jenem Tag war die Ceremonie der Cordons bleu's, der Ordenstag der Ritter vom heiligen Geist. Nach dem Lever wurde die feierliche Messe abgehalten. Der Prinz von Beauveau lud den Grafen zu dieser Feier ein und wies ihm hinter den Chevaliers du St. Esprit seinen Platz an, so dass er sich in unmittelbarer Nähe des Königs befand, der, umgeben von allen Trägern des blauen Bandes, inmitten des Chors der Kapelle Platz genommen hatte. Zur Rechten seiner Majestät stand der Dauphin, zur Linken

der Graf von Provence, die Kron-Offiziere und die Oberst-Hof-Chargen. Oben auf einer Tribüne sah man die jugendlich schöne Dauphine, die Gräfin von Provence, drei Damen von Frankreich und die beiden Schwestern des Dauphins. Alles, was durch Rang und Reichthum ausgezeichnet war, war in der Prunkkapelle des Schlosses von Versailles vereinigt: die Bischöfe in vollem Ornat, die schönsten Frauen der Welt, kostbare Kleider, mit funkelnden Edelsteinen bedeckt — ein wahrhaft blendender Anblick.

Nach der Messe wurde der Graf der Dauphine vorgestellt und war bei Tisch der Gast des Herzogs von Aiguillon, des Premier-Ministers des Königs. Die Nachmittagsstunden verbrachte man in dem wundervollen Park von Versailles. Abends war grosse Tafel bei der Dauphine. Der Herzog Fleury wies dem Grafen unmittelbar neben dem Könige einen Platz an. Der Dauphin, die Dauphine, die Gräfin von Provence, der Graf von Artois, die ältere Schwester des Dauphins und die drei Damen von Frankreich bildeten die Tischgesellschaft. Die Festlichkeit erreichte an Glanz und Vornehmheit jedoch in nichts jene Hoffeste, welchen Graf Franz später in Wien beiwohnte. Der Saal war klein und hässlich, die Decke geschwärzt und die Wände feucht. Die in Hufeisenform aufgestellte Tafel war eng und das Essen wurde spärlich und unordentlich aufgetragen. Während der Tafel herrschte vollständige Verwirrung und eine etikettwidrige Unruhe. Ungeachtet der wiederholten Rufe des Fouriers: „Messieurs silence! Silence Messieurs!“ war der Lärm so gross, dass man Mühe hatte sich seinem Tischnachbar verständlich zu machen. Wie alles am Hofe von Versailles war auch die feine Etikette, die einstdort herrschte, bereits im Rückgang, und auch hier zeigten sich die Spuren des Zerfalls, welchem das in hohlem Formalismus auf gegangene Frankreich später unterlag.

Hofetikette. — Die Jagd in Compiégne.

Die Vorstellung des Grafen Erbach bei dem Könige durch den Herzog von Fleury sollte in den Annalen der Etikette des

Hofs von Versailles noch eine Rolle spielen. Man glaubt es kaum, aber dieses Ereigniss erregte den Verdruss des Gesandten des heiligen römischen Reichs, der sich allein für befugt hielt, die Herren des deutschen Adels dem Könige vorzustellen. Er wäre ja sonst um eine seiner wenigen Functionen gekommen, auf welche sich seine diplomatische Thätigkeit am Versailler Hof beschränkte. Der Herzog von Fleury machte dagegen geltend, dass der Graf souverainer Herr sei und daher unmittelbar durch den Obersthofmeister dem Könige vorgestellt werden könne. Der Gesandte seiner apostolischen Majestät beruhigte sich jedoch nicht dabei, er zog mehrere andere Gesandte in sein Interesse, die sich sämmtlich über den Uebergriff, den sich der Herzog von Fleury erlaubt hatte, entrüstet zeigten, bis schliesslich der Herzog von Aiguillon die Herren durch seinen allmächtigen Einfluss zum Schweigen brachte.

Der Graf nahm, nachdem er einmal bei Hofe vorgestellt war, an einer Reihe von Festlichkeiten Theil, besuchte die Gallerien des Luxembourg und des Louvre, das Bois de Boulogne, die Boulevards, verkehrte in der hohen Gesellschaft der Hauptstadt und eines Tags fuhr er nach St. Denis zu den französischen Königsgräbern. Die Art wie man die Dinge, welche an die alten Könige Frankreichs erinnerten, hier dem Publikum vorzeigte, erinnerte eher an ein Raritätenkabinet, als an einen Ort, wo man die grossen Erinnerungen eines Herrscherhauses pflegt. Ein geistlicher Herr stand vor den Schränken, zeigte den Beschauern Stück für Stück, bei jedem ein Wunder erzählend, und that wie ein Marktschreier, der seine Arznei empfiehlt. In dichten Haufen und mit offenem Munde umstand ihn das dumme Volk und machte das Zeichen des Kreuzes.

Einige Tage später wohnte Graf Franz einem Empfange des diplomatischen Corps im Hôtel des Herzogs von Aiguillon bei. Um 10 Uhr Morgens begab er sich dorthin. Der Gesellschaftssaal glich einem Cafeehaus. Jeder machte, was er wollte; die einen plauderten im Hin- und Hergehen, ein anderer schrieb, indem er die Vorschläge, die er zu Papier brachte, vor sich her murmelte, andere schaukelten sich in den umherstehenden Lehnsesseln. Von Zeit zu Zeit erschien der Minister unter der Thüre seines Cabinets, um einen Gesandten nach dem anderen zu sich

herein zu rufen. Jeder brachte seine Sache vor. Mit einigen bereits abgefertigten Diplomaten begab sich der Graf in den Frühstücksaal, wo ein Kammerdiener die Honneurs machte. Man begab sich dann in das Schloss, um dem Lever des Königs beizuwohnen. Als man eintrat, war ihre Majestät in der Weste, man war im Begriffe ihr das grosse Band des Ordens vom heiligen Ludwig anzulegen und sie mit dem Rock zu bekleiden. Es war ein grün sammtner, mit Gold gestickter Jagdanzug. Der König war gerade gesprächig und sehr guter Laune. Er empfing jeden Gesandten mit Stichelreden.

Hierauf machte man dem Dauphin die Aufwartung, alsdann der Reihe nach bei dem Herzog von Provence, bei dem Grafen von Artois, bei Madame la Gros maman, bei Madame la Dauphine, bei der Gräfin von Provence und endlich bei den Damen von Frankreich. Nachdem diese Pflichten der Höflichkeit gegen das Herrscherhaus erfüllt waren, wohnte man der Messe bei. Das Diner nahm Graf Franz bei dem Premier-Minister Herzog von Aiguillon ein. Es war glänzend. Nach dem Diner sah man von den Fenstern des Ministers aus den König, wie er aus dem Schlosse abfuhr. Rechts und links auf dem Schlossplatze waren die französische und die Schweizergarde in Linie aufgestellt. „Der König wird die Nacht in la Meute schlafen“, schreibt von Freund, „und Morgen sich nach Compiégne begeben, wohin ihm der gesammte Hof folgt. Bald nach dem Könige fuhr Madame Du Barry in einer Postchaise ab. Der Herzog von Aiguillon stieg auf den Wagentritt, um ihr seine Aufwartung zu machen. Eine Menge armer Weiber sammelten sich um den Wagen und riefen: „Bon voyage aimable Marquise, donnez une petite Charité!“ Die schöne Marquise hielt den Fächer vor die Augen und gab nichts.“

„Es ist eine wunderschöne Frau,“ schreibt unser Gewährsmann entzückt. „Ihr Gesichtsausdruck ist der Inbegriff aller Wollust. Der sie darstellende Kupferstich, welchen man zu London verkauft, mit der Unterschrift: *The Countess of Barry, the frensch Kings hoore,* ist ihr vollkommen ähnlich.“

Auch Graf Franz begab sich nach Compiégne. Man blieb in Chantilly über Nacht, damals ein herrlicher Landsitz des Prinzen von Condé. „Alles, was zum Schlosse gehört, ist schön und grossartig“, schreibt unsere Quelle. Ein kleines Zeughaus erregte hier

die Aufmerksamkeit des Grafen Franz. Es enthielt unter anderem die Rüstungen eines Herzogs von Montmorency, des grossen Condé, Heinrichs IV. und der Jungfrau von Orléans. Letztere ist zweifellos die Rüstung eines Weibes, wie sich aus verschiedenen Merkmalen ergibt. Nachdem man die Rüstkammer besichtigt, stieg man die grosse Schlosstreppe hinauf, auf deren oberen Ende sich eine prachtvolle Statue des grossen Condé befindet. In dem Hauptsaal sieht man gleichfalls ein Portrait des Prinzen von Condé, dann Heinrich IV. mit der schönen Gabrièle von Paul Veronese, Vulcan und Venus von Titian, die Marmorbüsten von Condé und Turenne, ohne der grossen Zahl anderer Schönheiten zu gedenken, welche das Schloss in sich schliesst. Vor der Hauptfacade ist die Reiterstatue des Connetable von Montmorency aufgestellt. Um dieselbe sind drei Geschütze, welche der Prinz von Condé dem Erbprinzen von Braunschweig in dem Gefecht von Grüningen bei Giessen abnahm. Auf jedem der Geschütze findet sich folfende Inschrift eingravirt: Condaeus eripuit hosti, Gruningæ hassiacæ, die XXIV Augusti MDCCLXII.

„Die Gärten, die Springbrunnen, der chinesische Pavillon, der Park, alles deutet auf den Wohnsitz eines grossen Herrn hin, der mit seinem Reichthum Kunst und Geschmack verbindet und hierdurch einen besonderen Glanz um sich verbreitet."

In Compiégne gab Graf Franz bei den Grossen des Hofs Karten ab und stellte sich dann seinem Gönner, dem Premierminister Herzog von Aiguillon, vor. Der Herzog forderte ihn auf, sein Haus wie das seinige zu betrachten und täglich bei der Mittag- und Abendtafel sein Gast zu sein. Die Tage wurden nun in folgender Weise verbracht. Morgens fand sich alles bei dem Lever des Königs ein; dann machte man dem Dauphin, dann der Reihe nach den Grafen von Provence*), von Artois und den Damen von Frankreich die Aufwartung. Das Diner bei dem Herzog von Aiguillon war in der Regel sehr zahlreich besucht. Nach dem Diner promenirte man in den Parks, die das Schloss von allen Seiten umgeben. Der Wald hängt mit den Ardennen zusammen, und aus diesem Grunde begab sich der König in Kriegszeiten nie nach Compiégne. Um 2 Uhr begann in der Regel die Jagd.

*) Der spätere Ludwig XVIII.

Wenn der König einen Eber erlegte, wurde diesem jedesmal nach Jagdgebrauch das Blut aus dem rechten Vorderlauf in zwei silberne Flacons abgezapft, um daraus Wildschweins-Blutwurst für die Majestät zu machen.

Nach der Rückkunft von Compiégne war Graf Erbach zu einem jugendlichen Spiel bei dem Grafen von Artois eingeladen. „Der Graf von Artois*) ist noch jung und nicht kräftig,“ schreibt unser Gewährsmann. „Sein Gesichtsausdruck und seine Lebhaftigkeit lassen erwarten, dass eine gute Erziehung bei ihm Erfolg haben kann. Ob er sie erhalten wird, scheint zweifelhaft. Sicher ist, dass diese Erziehung, so wie sie den Fremden sich darstellt, zu der Meinung berechtigt, dass die Erzieher alles aufbieten, um die königlichen Kinder den Augen des öffentlichen Urtheils zu entziehen. Alles wird überstürzt, und man ist versucht zu glauben, dass dieses in der Absicht geschieht, nichts näher zu prüfen.“ — Gegen Abend machte der Graf bei der Herzogin von Aiguillon, die er an ihrem Stickrahmen antraf, seine Aufwartung. Die Herzogin von Valentinois kam hinzu. Man plauderte ungefähr eine Stunde ganz gemüthlich über Deutschland und die Schweiz, und der Reisende hatte hierbei allen Vortheil der Conversation, da er lediglich die Aufgabe hatte, die Neugierde und allerliebste Unkenntniss der liebenswürdigen Pariserinnen zu befriedigen.

Der Process des Vicomte von Bombelles.

So vollbrachte Graf Franz seine Zeit mit den Zerstreuungen des Hofes. Täglich finden wir ihn in den Hofcirkeln, bei den Ministern oder bei den feinen, gewandten Damen der französischen Aristokratie. Er besucht die Sehenswürdigkeiten von Paris, die Museen, die Kirchen, die Schauspielhäuser und eines Tags auch den Sitzungssaal des Parlaments von Paris, wo am 6. Aug. 1772 der grösste Sensationsprocess, welchen die damalige Pariser Ge-

*) Der spätere Karl X.

sellschaft beschäftigte, die Klage der Mademoiselle Camp gegen den Vicomte de Bombelles, zur Verhandlung kam. Seit Menschengedenken war in den Räumen des Justizpalastes kein solches Gedränge gewesen, Kopf an Kopf stand das Publikum in dem Gerichtssaal; doch gelang es Graf Franz ungeachtet des Zudrangs, einen Platz zwischen dem Vicomte von Bombelles und den Richtern zu erlangen, so dass er sich so zu sagen inmitten der Scenerie befand. Der Fall war folgender. Der Vicomte von Bombelles hatte eine Mademoiselle Camp, eine junge hübsche Protestantin, geehlicht. Die Ehe war auswärts, in Holland, geschlossen worden. Der Vicomte lebte mit der Camp mehrere Jahre und ein Töchterchen war die Frucht der Ehe. Der Vicomte, ein erbärmliches Subject, lernte später eine Mlle. Courvoisin kennen und beschloss, sich von seiner ersten Gattin scheiden zu lassen und die Courvoisin zu heirathen. Er strengte die Scheidungsklage an und machte geltend, dass Ehen zwischen Katholiken und Protestanten in Frankreich gesetzlich nicht gültig seien. Diese Klage und die Anrufung einer gesetzlichen Bestimmung, die aus den finstersten Zeiten religiöser Verfolgung stammte, erregte allgemeine Indignation. Der Unwille des Publikums gab sich denn auch bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung verschiedentlich zu erkennen. Zuerst sprach der Advocat von Mlle. Camp, Maitre Linguët. Er verlangte eine Vertagung der Verhandlung behufs Beibringung neuen Beweismaterials. Maitre Caillard, der Anwalt des Vicomte, protestirte gegen diese Einrede. Linguët schrie und gesticulirte auf das lebhafteste und suchte seine Einrede zu begründen, worauf der Präsident dem Generaladvocaten Mr. de Vaugresson das Wort ertheilte. Der Generaladvocat gab eine Geschichte des gesammten Processes. Er nannte das aus dieser Vereinigung entsprossene Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, die einzige Unschuldige in dem ganzen Process und resumirte dann die Erwägungen, welche zu Gunsten der einen, oder der anderen Partei sprachen. Er machte zuerst die Gründe geltend, welche für die Camp, dann diejenigen, welche für de Bombelles waren. Endlich stellte er seinen Antrag. Er sprach vorzüglich. Jedesmal wenn er für die Camp sprach, rief das Publikum Bravo und applaudirte, murrte und zischte aber, wenn er für de Bombelles sprach. Der Gerichtssaal glich völlig einem Schauspielsaal, und wie dort das Parterre seinen Beifall oder Missfallen kund gibt, so hier das Publikum des Barreaus.

Der Vicomte de Bombelles sass recht cavalièrement neben seinem Advocaten und hörte und sah diese Demonstrationen mit grosser Gleichgültigkeit. Sein Benehmen brachte das gesammte Publikum gegen ihn auf. Ihm gegenüber stand eine holländische Verwandte der Camp, Madame Boulanger, und drückte, um das Mitleid zu erregen, das Kind des Marquis und der Camp an ihre Brust.

Der Generaladvocat kam bei seiner Rede jedoch in sichtliche Verlegenheit, als er die rechtliche Stellung der Protestanten im Königreich erörtern musste. Er schloss mit einer Bitte an die Vorsehung und bat Gott, er möge die verirrten Brüder würdig erachten, wieder mit der Kirche vereinigt zu werden.

Nachdem das Resumé des Generaladvocaten geendigt war, sprach Maitre Linguét nochmals für seine Clientin. Er protestirte im Voraus gegen jede Geldentschädigung. Mademoiselle Camp wolle nicht das Geld des Vicomte, sie wolle seine Hand, und ohne diese Genugthuung ziehe sie es vor, von ihrem bescheidenen Vermögen zu leben.

Das Parlament zog sich zurück, um über das Urtheil zu berathen. Niemand wich vom Plätze, obwohl die Richter von 12 Uhr Mittags bis um 3 Uhr Nachmittags im Berathungszimmer blieben. Endlich trat der hohe Gerichtshof wieder in den Sitzungssaal. Der Präsident verkündigte folgendes Urtheil:

Die Heirath des Vicomte mit der Demoiselle Camp wird null und nichtig erklärt; es wird letzterer verboten in Zukunft den Namen einer Vicomtesse de Bombelles zu führen; der Gerichtshof ordnet an, dass das von dem Vicomte und der Camp erzeugte Kind unter Aufsicht des Bischofs von Montauban in einem Kloster erzogen werden soll; der Vicomte soll angehalten werden, für das Kind eine Pension von jährlich 600 Livres zu bezahlen. — Kein Zeichen des Beifalls wurde vernommen, aber vielfach hörte man ein unwilliges Murren. — Der Präsident verkündigte dann, dass der Vicomte gehalten sein solle, der Camp eine Summe von 12000 Livres als Schadenersatz und zugleich als „réparation civile“ zu bezahlen. Diesen Theil des Urtheils legte man zu Gunsten der Mademoiselle Camp aus, der Generaladvocat wollte nur einen Schadenersatz zuerkannt wissen. Dadurch, dass eine „réparation civile“ und damit eine Wiederherstelluug der bürgerlichen Ehre in dem Urtheil ausgesprochen war, zeigte das Gericht, dass der Vicomte vom mora-

lischen Gesichtspunkt aus Unrecht hatte und dass er nur in Folge der Strenge der Gesetze, welche den Protestanten in Frankreich keine legale Existenz zuerkannten, über seine ehemalige Gemahlin obsiegte.

Mademoiselle Camp machte von diesem ihr günstigen Theil des Urtheils keinen Gebrauch. Sie schrieb grossmüthig an den Vicomte einen Brief, durch welchen sie bescheinigte, dass sie die 12000 Livres empfangen habe, und sie wünsche ihm, dass er mit seiner zweiten Frau glücklicher als mit ihr sein möge. Damit der Theil des Urtheils, welcher ihr Kind, das sie zärtlich liebte und von welchem sie sich nicht zu trennen vermocht hätte, betraf, nicht vollzogen werde und sie nicht erleben musste, die arme Kleine in's Kloster gesperrt zu sehen, verliess sie sofort nach Verkündigung des Urtheils den französischen Boden. Jedermann, der in Paris ein Gefühl für Ehre und Treue besass, beklagte auf das tiefste die unglückliche Frau. Maitre Linguèt, der Vertheidiger von Mademoiselle Camp, aber wurde in die Bastille gesperrt, wo er sich zehn Jahre später noch befand. „Die Grundsätze der Humanität und des natürlichen Rechts", bemerkt unsere Quelle, „stehen mit denen der Religion und der Regierungsweise in Frankreich in einem schreienden Widerspruch, eine Ueberzeugung, welche alle Stände durchdrungen hat, und gegen welche Niemand einen Widerspruch versucht."

Abendandacht zu Ehren der „heiligen" Frau von Maintenon.

Eines Tags, als sich Graf Franz bei dem Fürsten Galitzin befand, dessen Bekanntschaft er in Lausanne gemacht hatte, beschloss man, einen Ausflug nach der von Frau von Maintenon zu St. Cyr gegründeten klösterlichen Erziehungsanstalt für junge Damen zu machen. Die Sache war nicht so einfach, denn man bedurfte einer besonderen Erlaubniss des Generals der Minoriten im Kloster St. Lazare. Herr von Freund wurde beauftragt, diese zu erwirken. Mit einer der Heiligkeit und Würdigkeit des Orts

entsprechenden Ehrerbietung und Unterwürfigkeit trat er vor den würdigen Pater. Er trug ihm sein selbstverständlich nur von der Frömmigkeit eingegebenes Gesuch vor und gab ihm ein Verzeichniss der frommen Damen und gläubigen Cavaliere, in deren Auftrag er bei dem würdigen Ordensgeneral erscheine. Der Pater fragte ihn aus und zeigte sich dabei misstrauisch wie ein Mufti; schliesslich genehmigte er aber mit ächt französischer Höflichkeit das Gesuch. Er gab Herrn von Freund eine schriftliche Weisung an die Superiorin von St. Cyr mit, durch welche der kleinen Gesellschaft, welche das Kloster besuchen wollte, die Erlaubniss zur Besichtigung der gesammten Einrichtung ertheilt wurde. Der 15. August wurde für den Ausflug bestimmt. Folgende Damen und Herren betheiligten sich ausser dem Grafen und Herrn von Freund an der Partie: Lady Hessketh, Miss Mathiue, die Fürstin Dimitow, die Fürsten Galitzin, Kakarin und Czermetow und Graf Baldern.

Die Oberin empfing die Damen und Herren hinter dem Gitter des Sprechzimmers. Herr von Freund zeigte den Befehl des Ordensgenerals vor, die fromme Frau lächelte, und die Gitter öffneten sich. Die Oberin zeigte in Begleitung einer Nonne der Reisegesellschaft in eigener Person alles, was das Kloster Sehenswerthes in sich schloss. Sie öffnete zunächst das gewöhnlich von Frau von Maintenon bewohnte Zimmer. Das zum Sprechen ähnliche lebensgrosse Portrait der Maintenon schmückte dasselbe. Eine heitere Ruhe lag über ihrem Gesicht ausgebreitet, es drückte — wenn man so sagen darf — Frömmigkeit und Fröhlichkeit zugleich aus. Nicht weit davon war die Kapelle. Die Einfachheit, welche hier herrschte, trug viel zur Vermehrung der Ehrfurcht bei, welche die gesammte Oertlichkeit dem Besucher einflösste. Inmitten des Schiffs las man in goldenen Buchstaben das der Frau von Maintenon gewidmete Epitaphium. Man stieg hierauf in den oberen Theil des Gebäudes, wo die Schulsäle waren. Alle jungen Damen waren in Schwarz gekleidet. Nur die Farbe des Bandes, welches sie in der Coiffüre und am Aermel trugen, unterschied die verschiedenen Classen. Die vierte und jüngste Classe trug rothes Band, die dritte grünes, die zweite gelbes und die erste blaues. Man kam gerade recht zu einer täglichen, dem Abendbrode vorausgehenden Ceremonie, welche man die Begrüssung der Frau von Maintenon nannte. Mit einer musterhaften Ordnung defilirten die

Zöglinge des Instituts vor der Gesellschaft und stellten sich in dem grossen Schulsaale auf. An der Spitze jeder Classe ging eine Nonne. Auf einem Altar stand das Bildniss der Frau von Maintenon. Nachdem die jungen Damen sich aufgestellt hatten, gab eine der Schwestern ein Zeichen mit einem hölzernen Hammer. Die Damen, in zwei Colonnen formirt, machten eine tiefe Verbeugung gegen den Altar. Als das Zeichen zum zweiten Male gegeben wurde, machten sie eine halbe Schwenkung rechts, wie sie ein gutgeschultes Bataillon nicht besser auszuführen vermöchte, und wiederholten die Verbeugung zu Ehren von Frau von Maintenon, der „heiligen Lehrerin.“ Die Damen sangen hierauf Gebete und Hymnen. Eine prachtvolle Stimme, deren Anmuth und Lieblichkeit sie von allen anderen unterschied, bezauberte die Reisegesellschaft, und wunderbar erschien ihnen die Harmonie des Chorgesanges. Nachdem der Gesang beendet war, schritten die jungen Damen mit derselben Ordnung und Regelmässigkeit wie sie gekommen waren, wieder zum Saale hinaus, und man sah nun wie sie heiter und guter Dinge ein einfaches Abendbrod zu sich nahmen. Das Institut zählte 250 Pensionäre und 52 Nonnen. Unter den letzteren befand sich eine zweiundsiebzigjährige Dame, eine Enkelin von Madame de Montchevreuil, Busenfreundin von Madame de Maintenon. Diejenige der jungen Damen, welche das meiste Vertrauen genoss, folgte immer der Oberin, wie ein Adjutant seinem General.

Es fiel auf, dass kaum eine einzige der Damen hübsch genannt werden konnte. Die Ursache hiervon ist in dem Umstand zu suchen, dass man die Zöglinge aus den ärmeren Familien auswählte, und gewöhnlich gaben die Eltern ausserdem hier noch am liebsten diejenigen Kinder her, welche die Natur am stiefmütterlichsten bedacht hatte. Sie wurden in dem Institut umsonst genährt, gekleidet und unterrichtet. Nach dem zwanzigsten Jahre verliessen sie das Kloster und jede empfing 1000 Thaler als Mitgift.

Man hatte aber damals schon die Beobachtung gemacht, dass diese Zöglinge, obwohl sie nicht schön waren und aus armen Familien stammten und obwohl sie eine so ausnehmend fromme Erziehung erhielten, doch den Dünkel und Hochmuth als weitere Mitgabe aus den Mauern des Klosters mit fortnahmen. Die Ursache

ist die in ihnen genährte Einbildung, dass sie der Gegenstand einer besonderen Sorgfalt und Protection des Hofes seien. Man sieht hieraus wieder die Unvollkommenheit unserer menschlichen Einrichtungen. Das, was man durch die klösterliche Erziehung verhüten wollte, den Hochmuth und die Eitelkeit, hatte man durch dieselbe nur in einem noch grösserem Masse zur Entwickelung gebracht.

Die prima ballerina.

Einen minder heiligen Ort besuchte der Graf an einem der folgenden Tage. Herr von Bramont veranlasste ihn zu einem Ausfluge nach Pantin, zum „Tempel der Cythere", wie er sich ausdrückte. So nannte man das Landhaus der Mademoiselle Guimard, der ersten Tänzerin von Paris, an deren Triumphwagen der Marschall Prinz von Soubise zog, bekanntlich stärker in der Liebe, als auf dem Schlachtfelde. „Wenn man diese Göttin auf dem Theater sieht, ist sie bezaubernd," sagt unser Gewährsmann, „voll Grazie und Anmuth; sie ist, oder sie erscheint wenigstens göttlich! Sieht man sie in Wirklichkeit, so ist sie klein, mager, gelb und gebräunt — ein wahres Skelett! Ihr Gesichtsausdruck ist nicht unangenehm und ihre Manieren sind die einer Dame der leichten Welt." Graf Erbach wurde ihr vorgestellt, wie wenn er eine Dame von hohem Rang vor sich habe. Sie empfing ihn mit Würde.

„Monsieur le comte permettra de continuer à faire ma toilette; je dois jouer le prémier role, je demande d'avance son indulgence."

Sie sprach die letzteren Worte mehr mit Rücksicht auf ihre Rolle, die sie am Abend spielen sollte, als mit Beziehung auf ihre spärliche Toilette. Sie hatte diese Nachsicht auch nothwendig, denn man gab in ihrem Landhause an jenem Tag eine komische Oper, in welcher sie zugleich singen sollte. Sie sang aber abscheulich. Der Text war von Lafontaine und die Musik von la Borde, erstem

Kammerdiener des Königs und zweitem Liebhaber der Guimard. Auf die Oper folgte ein kleines Stück, welches ebensogut gewöhnliche Kirchweihgeiger hätten aufführen können. Fischweiber spielten die Hauptrolle. Das Ganze war im Geschmacke der Umgebung, in welcher die Aufführung stattfand. Die anständigen Leute hielten sich daher in den vergitterten Logen verborgen, um nicht erkannt zu werden. Nach dem Schauspiel ging man in den schönen Gärten, welche zu der Villa gehörten, spazieren und conversirte mit einander über die Oper und die Leistungen der Tänzerin. Graf Franz wurde durch den Marschall Soubise den Herzögen von Vallière und Coigny, welche gleichtalls der Aufführung beigewohnt hatten, sowie dem berühmten General der polnischen Conföderirten, Grafen Oginsky, vorgestellt. Mit der Marquise von Cramaiél, die ihn zum Souper eingeladen hatte, fuhr er hierauf nach Paris zurück, und war froh, als er sich ausserhalb des Bereiches der widrigen Atmosphäre dieses „Tempels der Cythere“ befand.

Madame Geoffrin und die Küche des schönen Geistes.

Eine Berühmtheit des Zeitalters Ludwigs XV. war Madame Geoffrin, bei welcher die gesammte Aristokratie des Geistes verkehrte. Nicht nur die Akademiker, Dichter und Schriftsteller des trotz seiner derben Sinnlichkeit stark schöngeistigen Paris jener Epoche, auch alles was am Hofe irgendwie dem guten Geschmack huldigte, ging bei ihr ein und aus. Ihre Salons waren eines der geistigen Centren der Hauptstadt, sie bedeuteten beinahe soviel wie die Tuilerien oder das Luxembourg. Graf Franz hatte schon längst die Absicht Madame Geoffrin kennen zu lernen und die einleitenden Schritte hierzu gethan. Eines Tages schrieb er ihr folgendes Billet:

Enhardi par Madame la princesse de Hesse le comte d'Erbach prend la liberté de demander à Me. Geoffrin la permission de lui faire sa cour. Il la suplie de vouloir bien lui indiquer le jour et l'heure, oú

il pourra avoir la satisfaction de faire la connaissance d'une Dame aussi respectable, que connue par ses grandes qualités dans toute l'Europe!

Unmittelbar auf diese Anfrage lief folgende Antwort ein.

Il est vrai, que Me. la Princesse de hesse a dit à Me. Geoffrin, que le comte d'Erbach desirait de lui faire l'honneur de la voir.

Me. Geoffrin a senti comme elle le devait, le prix de cette faveur — mais elle repondit, qu'elle était resolue, de se refuser dorénavaut le plaisir et l'honneur de resevoir l'illustre Étranger dont la connaissance ne lui laissait que des regrets.

Tout ce que Me. la princesse de hesse a dit à Me. Geoffrin du comte d'Erbach lui en preparent de nouveaux. Cependant elle le recevra demain mercredi avec plaisir et reconnaissance.

Elle sera tout l'aprés midi chez elle.

Me. Geoffrin suplie le comte d'Erbach de vouloir bien effacer les idées, qu'il s'est faites de son merite. Il ne trouvera qu'une vieille femme, qui ayant vecu long tems et vû beaucoup de monde, en acquit le connaisance et l'ussage.

ce mardi matin — (août 19.)

„Der Brief der Madame Geoffrin war hinsichtlich der Orthographie nicht fehlerfrei, ungeachtet ihres ungewöhnlichen Geistes hatte sie nicht aufgehört Französin zu bleiben. Der ächte Pariser bleibt in allen Wissenschaften immer nur ein Novize. Aus viel Selbstgefälligkeit und ein wenig Impertinenz ist in der Regel sein Dasein zusammengesetzt."

Graf Erbach machte sich an dem festgesetzten Tag nach der „Küche des schönen Geistes" auf den Weg, wie das Haus der Madame Geoffrin in Paris genannt wurde. Die „Fee von Urgel" benahm sich allerliebst. Von Zeit zu Zeit legte sie die Finger auf den Mund, wie die Schüler es machen, wenn sie ihre Lektion nicht ordentlich gelernt haben, im übrigen aber gab sie sich wie eine Frau, die zu denken, zu beurtheilen, oder doch wenigstens zu kritisiren gewohnt ist. Das Bild des unglücklichen Grafen Struensee, welches im Zimmer hing, gab den ersten Stoff zur Unterhaltung. Sie sprach mit Begeisterung von ihm, fand sein Gesicht edel und geistreich und nannte ihn nicht anders wie den „armen Struensee." Seine Verurtheilung nannte sie eine „Bar-

barei.“ Sie erzählte dann von dem Könige von Polen, dem sie gerade eine Gegenvisite gemacht hatte. Er werde seinen Aufenthalt in Paris nicht verlängern, meinte sie, denn würde er das versuchen, so würden ihm die Polen politische Motive unterschieben und er müsse, um Beunruhigungen zu vermeiden, auf den Tag genau die Zeit seines Aufenthalts einhalten. — Sie sagte, sie schätze Voltaire hoch, er sei nur gelegentlich boshaft, Rousseau sei dieses dagegen mit Absicht und überhaupt von Natur aus so angelegt. Sie verzeihe einem Manne die Sonderbarkeiten, aber sie könne es nicht leiden, wenn er für etwas Aussergewöhnliches gelten wolle, wenn er etwas ganz Anderes sein wolle, als der gesammte übrige Rest der Menschheit. Von Hume hatte sie eine grosse Meinung und missbilligte in hohem Grad Rousseaus Betragen gegen ihn. Von Diderot sprach sie ungemein viel Gutes, obwohl er damals nicht mehr ihr Haus betrat. „Diderot,“ bemerkte sie, „spricht alles aus, was er denkt. Er spricht so ungenirt und frei über den Staat wie über die Religion. Ich habe ihm daher zu verstehen gegeben, er möge nicht mehr zu mir kommen, denn ich wäre unglücklich, wenn jemand, der bei mir verkehrt, wegen einer unvorsichtigen Rede in die Bastille eingesperrt würde; denn es gehen viele Ausländer bei mir aus und ein, und man kann nicht annehmen, dass sie alle diskret sind.“

Der Graf, welcher fand, dass Madame Geoffrin für einen ersten Besuch bereits genug geplaudert hatte, wollte sich empfehlen. Sie sagte ihm noch viele Liebenswürdigkeiten und gab ihm Eintrittskarten für die öffentliche Sitzung der Academie, welche am 25. August stattfinden sollte. In der verbindlichsten Weise und in den schmeichelhaftesten Ausdrücken erklärte sie Graf Erbach, dass er ihr jederzeit willkommen sei, und zwar auf eine Art, welche über die Aufrichtigkeit ihrer Höflichkeitsbezeugungen gar kein Zweifel bestehen lassen konnte. In der That benahm sie sich in Zukunft immer in der liebenswürdigsten Weise gegen den Grafen.

Abreise von Paris.

Einen grossen Theil seiner Zeit widmete nun Graf Franz dem Verkehr mit den geistigen Grössen der Hauptstadt. Madame Geoffrin gab die Gelegenheit mit diesen sämmtlich in Beziehungen zu treten, während die Protection des Herzogs von Aiguillon ihn, wo er eine solche sonst brauchte, unterstützte. Ein königlicher Befehl gestattete ihm den Zutritt zu allen Sammlungen und Schätzen der Wissenschaft und der Kunst, welche Paris und Versailles in sich schlossen. Mit dem Wissensdurst des Jünglings erfreute er sich an den Kostbarkeiten antiker Bildhauerei, die damals über die Alpen ihren Weg fanden, und deren Seltenheiten zuerst die Prunksäle des französischen Königsschlosses schmückten. In angenehmster Weise verflossen ihm die Tage. Eher, als er es erwartete, war die für seinen Aufenthalt in Paris bestimmte Zeit um und er musste an die Vorbereitungen zur Abreise denken. Der junge Graf war in der feinen Welt der Hauptstadt eine beliebte Erscheinung. Als bekannt wurde, dass er Paris verlassen werde, verdoppelte man die Aufmerksamkeiten, welche man ihm erwies, und es war keine Familie der französischen oder fremden Aristokratie, keine Gesandtschaft, von welcher er nicht Einladungen erhielt. Endlich begab er sich nach Versailles, um sich beim Könige zu verabschieden. Es war gerade ein ungeheures Gedränge in dem Saal, in welchem das Léver abgehalten wurde, denn der Gesandte Sardiniens war in tiefer Trauer und mit allem Pomp anwesend, um den Tod seines Königs und Herrn anzuzeigen. Nach dem üblichen Gebet, als der König in sein Kabinet treten wollte, nannte ihm der Ceremonienmeister den Grafen Erbach. Der Etikette zuwider, welche vorschreibt, dass der König nicht spricht, sagte Ludwig XV: „Ja, er ist schon einige Zeit hier.“ Der König machte sein Compliment und ging in sein Kabinet.

Von hier ging es zu dem Dauphin. Die beiden Flügelthüren öffneten sich, der Dauphin machte seine stumme Verbeugung und zog sich sofort zurück. Die Grafen von Provence und von Artois fragten: „Wann reisen Sie ab?“ und wünschten glückliche Reise. Die Dauphine fügte einige Fragen über die Rückkehr des Grafen nach Deutschland hinzu. Die Gräfin von Provence über-

legte lange, ob sie den Grafen wegen der grossen Hoftrauer empfangen sollte, und als er eingeführt wurde, empfing sie ihn mit der Frage: „Wann reisen sie ab?"

Das Diner beim Herzog von Aiguillon war mehr werth als alle diese Abschiedsbesuche. Es war glanzvoller wie je. Der Minister zeigte zum Abschied noch einmal seine ganze Liebenswürdigkeit gegen seinen Protegé, und nicht ohne ein Gefühl der Trauer trennte sich der junge Graf Franz von dem leichtlebigen französischen Königshof, dessen leerer Formalismus doch nicht stark genug war, um die dem französischen Naturell angeborene Liebenswürdigkeit unterdrücken zu können. Im Grunde liess auch der damalige französische Hof die schönen Seiten des französischen Nationalcharakters, die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit gegen Fremde, die Offenheit und den sprüchwörtlichen „bon sens" des Franzosen hinlänglich erkennen. Ueberall war man dem jungen Mann in freundlicher, ja herzlicher Weise entgegengekommen und durch Geschenke und Andenken suchte man ihm die Anhänglichkeit zu beweisen. In bereitwilligster Weise hatte man sein wissenschaftliches Streben allerwärts unterstützt, und er schied von Paris nicht nur als ein Muster feiner höfischer Bildung, sondern auch bereichert mit den Schätzen des Wissens.

London.

Am 4. März 1772 verliess Graf Franz Paris. Seine Reise setzte er über Lille und Dünkirchen nach England fort. Die Seefahrt ging gut von Statten und Anfangs April befand er sich in der Weltstadt London. Der Graf wohnte dort zunächst einer Aufführung der Oper „Artaxerxes" von Metastasio bei. Ein vorzügliches Orchester, von Pugnani dirigirt, und ein prachtvoll illuminirter Saal erregten seine Bewunderung; auch die Sängerin Sigra. Girelli war nicht übel; aber weder die Decorationen noch die Costumes hielten mit dem, was er in Paris gesehen, einen Ver-

gleich aus. Der Graf besuchte den Tower, die Westminsterabtei und die Sammlungen der Weltstadt. Von London machte er einen Ausflug nach Oxford, sah das Schloss des Herzogs von Marlborough, des Siegers von Blenheim, dessen Andenken damals in England noch frisch war, besuchte Windsor und Greenwich und liess sich auch, als die Zeit hierzu gelegen war, ihren britischen Majestäten vorstellen. Der Graf wurde durch den Grafen Belgioso, Gesandten seiner k. k. apostolischen Majestät, vorgestellt. Nachdem man mit einer zahlreichen Gesellschaft in einem Salon des alten hässlichen St. James-Palastes gewartet, öffneten sich die Flügelthüren und der König trat ein. Der Gesandte nannte den Namen des Grafen Erbach, worauf der König eine Grimasse machte, wie jemand, der Mühe hat etwas hinunterzuschlucken, und dann einige Fragen an den Grafen stellte. Dann ging er zu einem Anderen und sprach zu Jedem in flüsterndem Ton einige Worte, welche von einem faden Lächeln begleitet waren. „Wenn man diese gedämpfte Stimme hörte", schreibt Herr von Freund, „die in der Runde bald da, bald dort sich vernehmen liess, und welcher die Umstehenden mit ehrfurchtsvoller Andacht lauschten, glaubte man einen Beichtvater zu hören, oder einen protestantischen Prediger, welcher bei der Confirmation Reih' umgeht und einen Jeden einige Fragen hersagen lässt. Während der Unterredung befand sich die Majestät in ständiger Verlegenheit, wo sie mit ihren Füssen hin sollte. Nachdem die Audienz geendigt war, machte der König ein höfliches Compliment und zog sich zurück. Der Audienzsaal und die Umgebung hatten nichts königliches. Ein Marschall von Frankreich ist von mehr Pomp und Prunk umgeben, als ein König von England."

Tags darauf wohnte Graf Franz einem der Hofcirkel in St. James bei. Man nannte damals in England „Hofcirkel" eine Zusammenkunft, die Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr im St. James-Palast stattfand. Herren und Damen stellten sich in die Runde und erwarteten die Ankunft des Königs und der Königin, welche beide präcis zwei Uhr erschienen. Die Majestäten sprachen mit Jedem einige Worte und gingen dann wieder dahin, wo sie hergekommen. Damit war die Sache zu Ende. Jeder konnte speisen, wo es ihm gut dünkte. „Die Königin ist nicht schön", schreibt unser Gewährsmann, „aber ungemein angenehm

und liebenswürdig, und diese Liebenswürdigkeit legte sie besonders dem Grafen und seinem Gouverneur gegenüber an den Tag.“ Bei jenem Hofcirkel war unter anderem der berühmte Corsengeneral Paoli anwesend, der Premierminister Lord North, Lord Clive, der Indien ausbeutete, Lord Sandwich, der Präsident der Admiralität, und zahlreiche andere hervorragende Personen.

Am Tage nach diesem Cirkel (7. Mai) fand eine grosse Flottenrevue zu Portsmouth statt. Eine Engländerin, Lady Hessketh, hatte dem Grafen einen Empfehlungsbrief an Herrn Hughes, Capitain von Seiner Majestät Schiff „Great Britain“ gegeben, und Graf Erbach beschloss dieses Schreiben zu benützen. Der Capitain war sehr zuvorkommend, zeigte dem Grafen selbst das mit 90 Geschützen armirte Schiff und liess es einige Manöver ausführen. Durch die Ankunft des Lord Sandwich wurde der Capitain genöthigt sich seinem Dienste zu widmen. Das Manöver der gesammten Flotte sah der Graf vom Lande aus. Die Flotte und die Marineanstalten waren das Grossartigste, was der Graf in England sah. Im Allgemeinen verbrachte er seine Zeit mit dem Besuch der Sammlungen und im Verkehr mit der hohen Gesellschaft. Am meisten verkehrte er in dem Hause der Herzogin von Marlborough, der Ladies Harrington und Harsford und der Herzogin von Lancaster. Die Engländerinnen machten einen günstigen Eindruck auf die beiden Deutschen. „Sie sind gesprächig“, sagt unsere Quelle. „Man sieht zwar keine stolz auftretenden französischen Marquisen mit kleinem üppigen Mund, aber schüchterne, in Ermangelung einer feineren Erziehung des Schliffs entbehrende Damen. Im Allgemeinen sind aber die Engländerinnen tugendhafter wie die Französinnen. Letztere haben sich wohl den guten Ton angeeignet, erstere aber besitzen ein gutes Herz.“

Mit der behaglichen, fröhlichen Seinestadt hielt jedoch das grosse London trotz allen Prunks den Vergleich nicht aus. So sah sich denn auch Graf Franz hier nicht so gefesselt, wie in der französischen Hauptstadt. Nachdem er alle Sammlungen und Merkwürdigkeiten der grossen Weltstadt besichtigt, reiste er, ohne einen tieferen Trennungsschmerz zu empfinden, am 2. Juni 1773 wieder von London ab und wandte sich dem Continent zu.

Friedrich II.

Der Graf und sein Gouverneur reisten zunächst über Brüssel und Haag, alle grösseren Städte Belgiens und Hollands besuchend. Den Rhein entlang über Cöln, Coblenz, Weilburg und Wetzlar ging dann die Reise nach Cassel. Es hätte nun nahe gelegen, von Cassel die Reiserichtung südwärts zu nehmen und Erbach als Endziel zu wählen, allein den Reisenden gefiel es besser in der schönen weiten Welt, und so wählten sie die Reiseroute nach Norden und fuhren über Göttingen, Braunschweig, Magdeburg nach Potsdam und Berlin. In Berlin wurde der Graf durch den Hessen-Cassel'schen Gesandten Grafen Oynhausen eingeführt. Der Ober-Ceremonienmeister Graf Wartensleben stellte ihn der Königin, der Prinzessin Heinrich und der Prinzessin Friedrich von Braunschweig vor. An den folgenden Tagen machte der Graf der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrichs des Grossen, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig und den Angehörigen der königlichen Familie seine Aufwartung. Die Minister Herzberg und Graf Finckenstein bereiteten ihm eine freundliche Aufnahme und eines Tags theilte ihm Graf Finckenstein mit, dass ihn der König zu sehen wünsche. Morgens zehn Uhr (16. Sept.) fanden sich der Graf und sein Erzieher im Schlosse zu Potsdam ein. Als der Graf aus dem Wagen steigen wollte, kam der General-Adjutant von Cocceji auf ihn zu und ersuchte ihn, sich gegen elf Uhr nach Sanssouci zu begeben; er habe Befehl, ihn dort Seiner Majestät vorzustellen. Graf Franz benutzte die für ihn noch freie Zeit, um in einem Gasthause abzusteigen, sich zu erfrischen und seine Toilette zu ordnen, worauf er sich mit Herrn von Freund nach Sanssouci begab. Dort fanden Beide noch den Ex-Jesuiten Pater Canal, der gleichfalls dem König vorgestellt werden sollte. Friedrich kam gegen elf Uhr in Begleitung des Erbprinzen von Braunschweig von einem Spazierritt zurück. Der König war kaum vom Pferde gestiegen, als der Graf, Herr von Freund und Abbé Canal Friedrich II. in seinem Cabinet vorgestellt wurden.

Der König empfing sie stehend, auf den Rohrstock gestützt, den Hut auf dem Arm. Er trug eine blaue, fadenscheinige Uni-

form, gelbe Weste, schwarze Hosen und hohe über das Knie gezogene Stiefel ohne Sporen. Der Adjutant, welcher genau gerade so wie der König gekleidet war, stand einige Schritte rückwärts. Friedrich blickte den Grafen und seinen Erzieher offen und freundlich an und empfing sie mit vieler Zuvorkommenheit. Er sprach mit Graf Franz viel über dessen Reisen, richtete verschiedene Fragen an ihn und wandte sich dann zu dem Abbé Canal. Der Abbé gehörte zu jenen Mitgliedern der Gesellschaft Jesu, die in Folge der Unterdrückung des Ordens durch Clemens XIV. und die Massregeln der Minister Choiseul, Pombal und Aranda ihre Lebensstellung aufgeben mussten und nun darauf angewiesen waren, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen.

Der König bedauerte das Loos des Abbé's. „Verschiedene Mächte,“ sagte er, „haben vielleicht berechtigte Klagen gegen einen Theil der Mitglieder Ihrer Gesellschaft. Die meinigen haben sich immer ordentlich betragen. Es scheint mir hart, den Unschuldigen mit dem Schuldigen zu bestrafen. Diejenigen, die bei uns sich aufhalten, sollen unvertrieben bleiben. Ich bin Ketzer, ein grosser Ketzer, folglich kann mich der Papst auch nicht meines Eides entbinden, die Religionsverhältnisse in Schlesien so zu lassen, wie ich sie vorgefunden habe. Sie sehen, wir Anderen haben auch unsere Religion, und im Grunde des Herzens kann uns der Papst nicht darüber grollen. Wer weiss, was kommt. Eines Tages vielleicht braucht man diese Herren Jesuiten wieder — nun, ich werde dann eine Pflanzschule haben.“

Der König war sehr gut gelaunt, sein leuchtendes Auge, sein geistreicher Blick, sein liebenswürdiger, freundlicher Gesichtsausdruck verlieh allem, was er sprach, eine Lebendigkeit und Ueberzeugungskraft, welche Jeden auf das lebhafteste zu ihm hinzog und völlig von der Wahrheit dessen, was der grosse Monarch sprach, überzeugte. Der König sprach nahezu dreiviertel Stunden und zog sich dann zurück, nachdem er die Herren in der freundlichsten Weise verabschiedet. Der Graf begab sich in sein Gasthaus und liess bei dem Erbprinzen anfragen, ob er ihm seine Aufwartung machen dürfe. Statt aller Antwort kam der Erbprinz selbst zu ihm, ging einige Zeit mit dem Grafen spazieren und geleitete ihn, als die Stunde der Abreise nahte, bis zum Wagen.

Am Hofe wurde Graf Franz allerwärts in der zuvorkommendsten Weise empfangen und fühlte sich rasch heimisch. Das Hofleben in Berlin glich eher einem gemüthlichen Familienleben, als einem prunkenden Königshof. Man speiste in kleiner Gesellschaft und unterhielt sich in den Abendstunden mit L'Hombre und Whist-spiel. Um so mehr aber entfaltete sich der preussische Glanz in militärischen Schauspielen. Graf Franz war gerade zur Zeit der Herbstmanöver in Berlin angekommen. Er wohnte mit Ermächtigung des Königs den Manövern im Stabe des Kronprinzen bei, und er und sein Erzieher erhielten zu diesem Zweck Pferde und Ordonnanzen gestellt. Am 22. September sahen beide ein Manöver, an welchen im Ganzen 30,000 Mann theilnahmen. Ein Corps commandirte der König selbst, das andere der General Ramin. Das Manöver war eine Wiederholung der Schlacht von Schweidnitz. Der König hielt auf einer Anhöhe und beobachtete die Bewegungen der Truppen. „Er war herrlich anzusehen, der alte Held", schreibt unser Gewährsmann. „Jedesmal wenn er zu Pferd stieg, schien er sich zu verjüngen. Es ist eine Thätigkeit, eine Schnelligkeit, eine Aufmerksamkeit in ihm, die unvergleichlich ist. Mit dem Auge eines Adlers überblickt er alles, und wie der Blitz trägt ihn sein Bucephalus überall hin, wo seine Gegenwart nothwendig ist. Die Ordnung, mit welcher alle Bewegungen ausgeführt wurden, war bewundernswürdig, und alle Sachverständige, welche das militärische Schauspiel mit ansahen, stimmten darin überein, dass es bezaubernd und einzig in seiner Art sei."

Joseph II. und sein Hof.

Von Berlin begab sich Graf Franz über Leipzig und Dresden, dessen Kunstschätze auf ihn keine geringe Anziehungskraft ausübten, nach Wien, wo er am 8. November ankam. Er war an den Grafen von Degenfeld, Minister der vereinigten Provinzen, empfohlen. Graf Degenfeld war es, welcher ihn in Wien in die

grosse Welt einführte, und in der liebenswürdigsten und verbindlichsten Weise nahm sich der Minister des jungen Grafen während eines gesammten Wiener Aufenthalts an. Er stellte ihn zunächst dem Staatskanzler Fürsten Kaunitz vor. Fürst Kaunitz war damals der Nestor unter den Staatsmännern Europa's. Er war ein feiner Menschenkenner nnd bekannt als stolz und verschlossen. Er fixirte den Grafen einige Minuten und fragte alsdann: „Reisen Sie schon lange, mein Herr?“ Graf Franz antwortete über die seitherige Dauer seiner Reisen der Wahrheit gemäss, worauf Fürst Kaunitz, an den anwesenden Fürsten Liechtenstein und den englischen Gesandten Ritter Keith sich wendend, bemerkte: „Man sagt gewöhnlich, man solle die Jugend nicht zu früh auf Reisen schicken. Hier sehen Sie einmal eine Ausnahme von der Regel.“

Der Kanzler wandte sich hierauf zu dem Grafen und bemerkte: „Herr Graf! Sie sind wie ein junger Mann sein soll, sanft, bescheiden, fest. Es scheint, dass Sie klug sind. Sie glauben wohl ich gehe darauf aus, Ihnen sofort bei dei der ersten Bekanntschaft Complimente zu machen. — Nein, ich spreche zu Ihnen so wie ich denke.“

Als Abends Gesellschaft bei dem Fürsten war, konnte der Graf Degenfeld sein Erstaunen nicht verbergen, den sonst so zugeknöpften und frostigen Kanzler dem Grafen gegenüber mit einer Offenheit und Zuvorkommenheit auftreten zu sehen, die man nie bei ihm bemerkt hatte. Beim Nachhausegehen sagte er zu Graf Franz: „Herr Graf, Sie kommen zu uns, um Wunder zu thun.“

Fürst Kaunitz bemerkte später zu Herrn von Freund, als ob er seine aussergewöhnliche Zuvorkommenheit rechtfertigen wolle, er habe die für ihn schmeichelhafte Entdeckung gemacht, dass er durch die Grafen von Manderscheid mit dem Grafen von Erbach verwandt sei.

Bald darauf fand eine Assemblée bei dem Vice-Kanzler Fürsten Colloredo statt. Auch der Kaiser Joseph II. erschien in dieser Gesellschaft. Er kam als einfacher Privatmann, und Niemand nahm daher von seiner Erscheinung in den Räumen des Hauses Notiz. Er ging von Tisch zu Tisch und sagte den Damen Artigkeiten. Da und dort unterhielt er sich mit einem der Anwesenden vertraulich und ging ebenso unbemerkt, wie er gekommen war.

Einer anderen Gesellschaft wohnte der Graf Franz bei dem Präsidenten des Geheimen Raths, Grafen Harrach, bei. Die Gastfreundschaft der Wiener zeigte sich auch ihm gegenüber in einem grossartigen Massstabe. Es verging kein Tag, an welchem er nicht zu einem Diner eingeladen wurde. Die Liechtenstein, die Kinsky, von Paar, von Seilern, Esterhazy, Clary und andere kamen ihm in bereitwilligster Weise entgegen; ebenso der französische Gesandte, Fürst Rohan, der spanische Gesandte de Mahony, Fürst Galitzin, der Gesandte Russlands, Sambucca, der neapolitanische Gesandte, und Cradenigo, der Gesandte der venetianischen Republik. Durch den Grosskämmerer Fürsten Auersperg wurde Graf Franz zu Schönbrunn dem Kaiser und der Kaiserin-Königin vorgestellt. Nach der Audienz war er bei dem Erzbischof Cardinal Migrazzi zum Diner geladen. Der Cardinal war bigott, aber lebenslustig. Nach dem splendiden Diner entfernte er sich, um im Stephansdom einer Anzahl den algerischen Piraten abgekauften Sclaven in der Geschwindigkeit den Segen zu ertheilen, worauf er zurückkehrte, um mit seinen Beichtkindern, der Fürtin Bathiani und der Gräfin Esterhazy l'Hombre zu spielen. Als er schlecht spielte, meinte er: „Sie verzeihen, meine Damen, wenn man aus der Andacht zurückkehrt, ist man beim Spiele zerstreut (en sortant de la dévotion, on confond l'esprit du jeu)."

In einer Gesellschaft bei der Gräfin Degenfeld sah Graf Erbach den Fürsten Kaunitz wieder. Der Kanzler liess damals die Gesellschaft von drei bis um fünf Uhr warten; gewiss eine Beunruhigung für den Koch, eine Unhöflichkeit gegen die Damen und ein grosser Verdruss für die Gourmands. Allein mit einem grossen Staatsmann, der so viele gute Eigenschaften besass, hatte man Nachsicht und auch dem Fürsten Kaunitz verübelte man sein Ausbleiben nicht.

Die Ballets, welche Graf Franz in Wien sah, waren ausserordentlich und nicht minder trefflich kam die italienische opera buffa zur Aufführung. Die Stimmen waren vorzüglich. Auch das deutsche Theater vervollkommnete sich bereits damals, obwohl es immer noch hinter den Leistungen der französischen Bühne weit zurückstand. Kein Tag verging, an welchem nicht ein neues Vergnügen den jungen Mann in der fröhlichen Kaiserstadt anlockte. Im übrigen bereitete er sich auf seine italienische Reise vor, lernte

tüchtig Italienisch und besuchte die verschiedenen Museen und Sammlungen, an welchen Wien zu jener Zeit bereits ungewöhnlich reich war.

In einem mechanischen Kabinet erregte damals eine künstliche Hand Aufsehen, die alles schrieb, was man ihr dictirte. Der Erfinder dieser Maschine und Besitzer des Kabinets war ein Herr Kraus aus Bessungen bei Darmstadt.*)

Unter den berühmten Männern, welche sich zu Wien aufhielten und die Graf Franz aufsuchte, befand sich auch der Ritter Gluck, der berühmte Componist der „Armide“ und Begründer der modernen dramatischen Oper, dessen Werke damals namentlich in Frankreich ungeheures Aufsehen erregten. Die Gräfin Degenfeld, eine sehr musikalische Dame, führte den Grafen selbst bei dem Componisten ein, der gerade seine Oper „Jphigenie auf Aulis“ vollendet hatte. Er war so gefällig dem jungen Musikfreunde die wichtigsten Nummern aus seinem Werk auf dem Clavier vorzutragen, wobei ihn seine Tochter, welche mit vielem dramatischem Ausdruck sang, begleitete.

Noch liebenswürdiger war der Abbé Metastasio, welchen der Graf häufig an Sonntagen aufsuchte, wo vor dem Diner Cercle bei dem Dichter war. Seine Freundin und Schülerin Mlle. Martinez trug hier in der Regel die neusten Gesangpiecen vor.

Die Zuhörer wurden manchmal in eine wahre Begeisterung durch die Zartheit, die mannigfaltigen Nuancen und den seelischen Ausdruck, welchen diese Sängerin mit ihrem Gesang zu verbinden wusste, versetzt. Man fühlte hier die Einwirkung des Genies eines Metastasio, die ein solches grossartiges musikalisches Phänomen hervorgebracht hatte.**)

In Wien wohnte Graf Franz auch den Ordensfesten der Ritter des heiligen Staphanus und der Ritter des goldenen Vliesses bei. Das erstere Fest (1. November) ist das schönste hinsichtlich des Prunks der Gewänder, welcher dabei entfaltet wird. Die Ordensritter tragen eine Robe mit carmoisinrothem goldgesticktem

---

*) Darmstadt, beziehungsweise Bessungen hat also die Ehre der Erfindung dieses auf Jahrmärkten heute noch sichtbaren Schwindels zu beanspruchen.

**) Als Meister im dramatischen Gesang, dessen Schülerin sogar die Tochter Glucks überbot, war Metastasio bis jetzt noch nicht bekannt. Diese Aufzeichnung ist daher für die Beurtheilung des Dichters nicht ohne Werth.

Sammt besetzt und einen Mantel von grünem Sammt mit doppeltem Hermelinkragen, die Grosskreuze tragen weisse Schuhe. Der ganze Zug, der sich aus den kaiserlichen Gemächern nach der Kapelle in der Burg begibt, macht einen stolzen, ja so zu sagen majestätischen Eindruck. Die Ritter gingen zwei und zwei. Nach ihnen schritt der Grosscomthur, Fürst von Sachsen-Teschen, für sich allein. Nach diesem kamen die beiden Grosskreuze und zuletzt der Kaiser selbst. Eine grosse Messe wurde celebrirt. Der Priester reichte dem Kaiser das Evangelium, um es zu küssen. Der Kaiser that dieses lächelnd und sehr légère. Hierauf begann das heilige Messopfer. Nachdem die Ceremonie vorüber, legten der Kaiser und sämmtliche Ritter jeder ein Goldstück in ein Becken, welches herumgereicht wurde. „Wenigstens sagte man das. Sehen konnte man es nicht, denn das Geld war in Papier eingewickelt.“ Nach dem Gottesdienst war grosse Hoftafel. Der Kaiser und ihm gegenüber der Fürst von Sachsen-Teschen sassen an einer erhöhten Tafel. An einer anderen Tafel in demselben Saal sassen die Grosskreuze und Commandeure. In einem anderen Saal sassen an einer dritten Tafel die einfachen Ritter.

Der Kaiser war heiter, vornehm und repräsentirte mit Würde. Er grüsste zuerst die auf der Tribüne zur Rechten sitzenden Damen, dann die Damen auf der Tribüne nach links und setzte sich darauf. In seiner fröhlichen, ungezwungenen Weise plauderte er mit dem Vorschneider Grafen Dietrichstein. Ein Graf Nadasdy und zwei Grafen Kollonitz waren die dienstthuenden Kämmerer. Während der Tafel liess der Kaiser nacheinander die Gesandten von Holland, von Hannover und von Preussen und hierauf den Grafen von Rosenberg und den Herzog von Braganza zu sich bescheiden, um mit ihnen zu sprechen.

Auf der Tribüne zur Linken befand sich eine Griechin, welche vor Kurzem von Constantinopel angekommen war, mit ihren beiden Töchtern. Die ältere derselben, welche kaum sechzehn Jahre zählte, war eine wunderbare Schönheit. Joseph sah wiederholt nach ihr. Als die Tafel aufgehoben war, musste der Kaiser, als er sich nach seinen Gemächern begeben wollte, noch einmal an der Tribüne vorbei, auf welcher die schöne Griechin sass. Er blickte sie lange an, voll Bewunderung, grüsste sie mit Majestät

und flüsterte mit einem herzigen Ton vor sich hin: „Charmant Mädchen!"; seine Augen glänzten dabei und sein Gesicht überflog leichte Röthe.

Die erste Reise des Grafen Franz nach Italien.

In Versailles und den grossen Museen der französischen Hauptstadt hatte Graf Franz eine warme Liebe für das Vaterland der classischen Kunst, das schöne Italien, eingesogen, die durch die mündlichen Berichte der von dort zurückkehrenden Angehörigen der französischen, deutschen und russischen Aristokratie täglich neue Nahrung empfing. Es war jene Epoche, wo die gesammte Kunst sich umgestaltete, und naturgemäss waren es diejenigen Kreise der Gesellschaft, welche allein damals die Kunst förderten und ein künstlerisches Verständniss besassen — die hohe Aristokratie — in welchen sich jener Drang nach dem Ideale classischer Kunst und nach den Ueberbleibseln der Werke der grossen Bildhauer des Alterthums zunächst fühlbar machte. Graf Franz, erfüllt von jugendlicher Begeisterung und — seitdem er die Sammlungen in den Schlössern der französischen Könige und Grossen gesehen — von einer wahren Sehnsucht nach den Gärten der Hesperiden, welche sich jenseits der Alpen für ihn aufthun sollten, beseelt, beschloss nicht eher die Heimath wiederzusehen, als bis dieser sein heissester Wunsch erfüllt sei. Allein es sollte ihm nicht leicht werden, die Erfüllung dieses Wunsches zu erlangen. Man verlangte seine Rückkehr in die Heimath und legte ihm an's Herz, dass es Zeit sei, die Regierung der Grafschaft zu übernehmen. Schon der Aufenthalt in Paris war von der Gräfin Mutter nur mit Widerstreben genehmigt worden. Als der Graf und sein Erzieher in der Schweiz weilten, hatte man Herrn von Freund in bedenklichster Weise bei der Gräfin Mutter zu verdächtigen gewusst, um sie zu veranlassen, den Erzieher seines Amtes zu entheben und den jungen Grafen in das väterliche Haus zurückzunehmen. Die Gräfin unternahm, um die

Richtigkeit der erhobenen Anklagen zu prüfen, zur Zeit als sich Graf Franz zum zweitenmale in Strassburg befand, eine Reise nach Rheinzabern, wohin Graf Franz und Herr von Freund beschieden wurden. Einige dieser Anschuldigungen waren so toll, dass ihre Widerlegung eine Leichtigkeit war. Man hatte unter Anderem behauptet, Herr von Freund habe eine hässliche Krankheit an der Nase. Die Gräfin sah sofort, dass die Nase des Erziehers sich in einem ganz normalen Zustande befand, und um so leichter war es nun für diesen, auch die anderen Anschuldigungen zu widerlegen. Die Gräfin, die zudem nur schwer ihrem geliebten Sohn etwas abschlagen konnte, gab daher ihre Genehmigung zu allen weiteren Erziehungsprojecten des Herrn von Freund und auch zur Reise des Grafen Franz nach Paris. Nur hinsichtlich der beabsichtigten Reise nach Italien stiess der junge Herr auf einen fortdauernden Widerstand. Dieser Widerstand wuchs, als er sich zu Versailles befand, ja man wünschte seinen Aufenthalt in Frankreich abzukürzen, „denn es sei einerlei, ob der Graf einen Marquis mehr oder weniger kennen lerne.“ Der Graf fand es daher auch gerathen, bei seiner Reise durch Deutschland immer eine respectvolle Entfernung von der gräflichen Residenz inne zu halten, denn er wusste, dass je näher er derselben kam, man ihm auch seine Regentenpflichten um so näher an's Herz legen würde. Der junge Graf wollte erst seine Erziehung vollendet sehen, ehe er die Regierung, die der Grafschaft zum Heile und dem Haus Erbach später zum besonderen Ruhme gereichen sollte, selbst übernahm. Sein inneres Gefühl sagte es ihm, dass die Lust zu archäologischen Studien, welche ihn beherrschte, dereinst Früchte tragen werde und dass er wie wenige andere berufen sei, auf diesem Gebiete etwas zu leisten. Man hatte geltend gemacht, dass die Reisen in Italien gefährlich seien, das Klima sei ungesund, die Strassen schlecht, Banditen bedrohten die Fremden, und man versuchte durch diese Einwände den jungen Grafen von seinem Vorhaben abzubringen. Mit der seinem Hause eigenthümlichen Zähigkeit bestand er jedoch auf seinem Plane und machte seiner Mutter gegenüber sein Project fortdauernd in entschiedener Weise geltend. Er schreibt: „Ohnedies wissen meine Frau Mutter, dass ich mit der Neigung zu Alterthümern geboren bin, und man will mich des Vergnügens berauben, das einzige Land zu sehen,

welches in dieser Beziehung gesehen zu werden verdient. Der Fürst Galitzin, der Graf Versen (ach, ich könnte das Ende nicht finden, wenn ich die Namen meiner Bekannten und Freunde anführen wollte) sind ein ganzes Jahr in Italien gewesen und jetzt so gesund und wohl wieder bei mir, als sie abgereist sind. Sie wissen nicht genug auszusprechen, wie vergnügt und zufrieden sie über diese Reise sind. Ebensoviele Personen meiner Bekanntschaft wollen dahin reisen. Es sind auch nicht die üblen Wege, die mich von meiner Reise abbringen sollen, denn man wagt mehr wegen der bösen Wege, wenn man von Erbach nach Reichelsheim reiset, als in denen Morast-Löchern zwischen hier (Paris) und Rom.“ Graf Franz blieb bei seinem Vorsatze und sprach sich fortwährend auf das entschiedenste gegen ein Aufgeben des Reiseplanes aus, „ein Vornehmen, worin ihn,“ wie ein Schreiben der Gräfin Leopoldine Sophie bemerkt, „sein Hofmeister jederzeit mehr und mehr bestärket.“ — „Es ist wahr“, sagt die gute Mutter weiter, „dass wir unseren Sohn, wenn er bei seinem Hiersein davon sprach, niemals entgegen sein wollten. Wir haben aber solches allemal aus allzugrosser Zärtlichkeit gegen ein Kind, welches wir durch eine abschlägige Antwort nicht betrüben wollten, gethan, in der Hoffnung, dass, wenn die Zeit käme, auch Rath kommen würde.“

„Dass unser Sohn Lust zu Antiquitäten hat“, schreibt die Gräfin Mutter, „ist uns mehr als zu wohl bekannt. Allein sollten wir solche noch ferner nähren? Es ist ein mühsames und kostbares Studium. Es erfordert abstracte Männer, und es erfordert, um selbst Sammlungen zu machen, reiche Männer, die Kapitalien todt liegen lassen können. Wenigstens wir haben noch keinen reichen Antiquarium gesehen. Und was wird unserem Sohne die Kenntniss von Antiquitäten helfen? Gewiss nicht soviel als die Erfahrung im deutschen Staats-Recht. O! Könnten wir doch dessen Wissbegierde darauf lenken!“

„Die übelen Wege sind es freilich nicht, die unserem Sohn unsere Genehmigung entziehen machen, doch müssen sie gefährlicher sein als die von hier nach Reichelsheim, denn hier hat man Gottlob! noch kein Beispiel eines Unglücks erlebt, aber das wissen wir, dass vor einigen Jahren der einzige Sohn und letzte Sprosse der Familie des Baron Werzugs aus Hannover eine Meile

5*

von Rom durch einen Postillon, der nicht hemmen wollte, mit Pferd und Wagen von einem Berg herunter geworfen und den Hals gebrochen."

„Das Clima, die Lebensart, die vor Leib und Seel grosse Verführung, die Banditen und dergleichen Ursachen liegen uns freilich mehr am Herzen als schlechte Wege. — Wir haben zwar von unserem Sohn und dessen Aufführung die besten Begriffe. Es bleibt aber allemal ausgemacht, dass Italien ein Land ist, dessen Speis' und Trank nicht jeder Deutsche vertragen kann, und in welchem die Verführung gross ist. Wir könnten viele Beispiele anführen, wie junge Leute daselbst umgekommen oder wenigstens auf Zeitlebens krank und elend zurückgekommen. Allein wir wollen auch den Fall setzen, es träfe ein solches Unglück aus 100 nur Einen, so wäre es doch immer ein möglicher Fall, dass unser Sohn der hundertste sein könne. Und wir sollten unseren geliebten Sohn, unseren einzigen Sohn, von dem unser einziges Wohl und Wehe lediglich abhängt, diesem Fall aussetzen! Wie wollten wir das vor Gott und dem Lande verantworten! Mit welchen Vorwürfen würde uns sodann unser Gewissen martern, und wo wollten wir sodann Trost finden! Gewiss bei denen nicht, die uns im Voraus bei Verabsagung ihres Mitleidens gewarnt haben. Unmöglich können wir unserem Sohn gestatten, auf Avanturen zu reisen, und das ist doch gewiss eine Avanture, wenn ein achtzehnjähriger Deutscher einer reichen Engländerin, deren guter Character ihm bloss von einigen Russen gerühmt worden, nach Italien nachreiset, um sie zu heirathen. Wenn sie so schön, tugendhaft und reich ist wie unser Sohn schreibt, so werden sich auch gewiss ebenso schöne und reiche Engländer um sie bewerben. Er bekommt also ohne Anstand Rivalen. Sind diese allemal alle tugendhaft? und kostet es in Italien mehr als etliche Bajocas einen Mitrivalen aus dem Wege zu räumen? Hiesse es nicht die Gelegenheit gesucht, wahrscheinlicher Weise statt glücklich unglücklich zu werden? Und wäre denn eine Engländerin ein so grosses Glück für unser Haus? Wo ist ein Exempel, dass dergleichen Heirathen geglückt? Wie würde sich eine Engländerin aus dem grossen London, die vor Plaisir fremde Länder durchreiset, in den Odenwald schicken?"

„Die Beispiele des Prinzen von Darmstadt und anderer rühren uns nicht. Hätte unser Sohn wie diese mehrere Brüder, vielleicht

würden wir alsdann unsere Zärtlichkeit theilen können, die jetzo in einem Kind concentrirt ist. Wir wollten, dass wir alle diese Hindernisse heben und uns beruhigen könnten, wir wollten es gerne thun, allein wir können es nicht. Weder wir, noch unsere Dienerschaft kann einen Heller Vortheil oder Schaden dadurch haben, wenn die Reise geschiehet oder nicht geschiehet. Alle Nebenabsichten fallen also hinweg. Wir sehen aber leider, dass unser Sohn mit Eigensinn auf dieser Reise bestehet, und wir sehen im Voraus die Verdriesslichkeiten, die uns daraus entstehen werden, wenn wir solche nicht zugeben. Wir wollen uns dessen Herz und kindliche Liebe nicht entziehen."

Dieser Beweggrund der Gräfin Mutter, sich das Herz und die kindliche Liebe des Sohnes nicht zu entziehen, war zuletzt Auschlag gebend, und als Graf Franz mit Beharrlichkeit auf seinem Vorhaben bestand, erlangte er auch die Genehmigung zu dem Besuche Italiens.

Die Mitte des December war für den Antritt der Reise festgesetzt. Der Graf erbat sich eine Abschiedsaudienz bei der Kaiserin-Königin, die ihm dringend anempfahl, ihre vier Colonien in Italien zu besuchen, sowie eine Abschiedsaudienz bei Kaiser Joseph. Mehr als dreiviertel Stunden unterhielt sich der treffliche Monarch mit dem jungen Manne. Die Fürsten Kaunitz und Colloredo gaben ihm Empfehlungen an alle italienischen Höfe mit. Der sächsische Gesandte von Völkersheim veranstaltete ihm zu Ehren eine glänzende Abschiedssoirée, bei welcher die ungezwungene Fröhlichkeit der Wiener sich nochmals in ihrem schönsten Lichte zeigte. Gemeinsam mit dem Grafen von Welsch, Herrn von Tscherebitzky und dem früheren russischen Oberst Angeli trat er am 15. December 1773 die Reise nach Italien an.

Venedig.

Auf der Fahrt nach Italien staunten die Reisenden über die gewaltige Alpennatur Tyrols, die Felsen, die Abgründe, die tief-

Erschei-
Welt.
die
Wein-
die Bewohner
kamen sie den
des
Bevölke-
des Reisenden,
Kärnthen ist
seinem Trinkgeld
vergelts"
grob
Geschmack
bekommen:
noch zum

Boden.
sich gähnend
stürzte.
einen
konnten und
Menschen
die gefahr-
Mühe theuer

Venedig an.
Merkwürdigkeiten.
Aus-
persönlichen
über die her-
Berührung
und seine
Der eng-
führte die
Originale,

welche damals in der Welt von sich reden machten. Mr. Wosthley de Montague, Sohn der berühmten Montague, welche durch die von ihr veröffentlichten Reisebriefe über den Orient Aufsehen erregte und durch ihre Propaganda für die Kuhpockenimpfung sich verdient machte, war von einem ausserordentlichen Thatendurst beseelt. Er betrat zuerst die diplomatische Laufbahn. Mit Mylord Stormond wohnte er dem Congress zu Ausgburg bei, auf welchen 1748 der Friede von Aachen folgte. Als er keine Veranlassung mehr hatte, in der Oeffentlichkeit thätig zu sein, beschäftigte er sich mit Studien über den Orient. Er eignete sich die orientalischen Sprachen an, bereiste die Levante, Griechenland und Aegypten. In Aegypten liess er sich nieder, lebte ganz wie die Aegypter leben, und nahm sich sogar mehrere Weiber. Montague, mit welchem der Graf bis in seine späteren Jahre dauernde freundschaftliche Beziehungen anknüpfte, war vollständig Orientale geworden und empfing die Reisenden ganz in türkischem Costüme gekleidet. Mit seinem langen Bart und der türkischen, mindestens eine Toise langen Pfeife glich er einem ehrwürdigen Mufti. Er verkehrte mit den Fremden als Mann von feinen Sitten und sprach ein elegantes Französisch. Mit gekreuzten Beinen auf seinem Sopha sitzend, unterhielt er sich mit Geist und Höflichkeit und verrieth ungemeine Kenntnisse. Er hielt sich, wie er sagte, nur Geschäfte halber in Venedig auf, und beabsichtigte, demnächst wieder nach Aegypten zurückzukehren.

Die Reisenden waren kurz vor Jahresschluss in Venedig angekommen. Sie kamen daher gerade recht zu den Vergnügungen der Neujahrsnacht. Es fand eine Redoute statt. Ein Domino, ein falscher Bart oder eine weisse Larve vor dem Gesicht genügte zur Maskerade. Man ging in einigen schlecht erleuchteten Sälen hin und her; ein Pharotisch war aufgestellt, um welchen die venetianischen Edlen sich niedersetzten. Die Herren sassen so gravitätisch am Spieltisch, als wenn sie sich im Senat befänden, die Häupter mit langen Allonge-Perrücken aus Millionen Locken bedeckt. Geräuschlos und ernst ging man auf und ab, man wagte nicht laut zu reden, sondern flüsterte sich nur in's Ohr. Man hörte keine Musik, niemand tantzte und nur zuweilen nahm eine dieser schwarzen Gestalten Eis, Limonade oder Kaffee zu sich und überzeugte dadurch die Fremden, dass sie keine Gespenster vor sich

sahen. Das ganze Schauspiel glich eher den Vorbereitungen zu einer Beerdigung, als einem Feste.

Am Neujahrstage 1774 war starker Sturm. — Schnee und Regen trieb der Wind vor sich her — es war unmöglich in eine Gondel zu steigen — und in ihre Mäntel gehüllt, begaben sich die Reisenden zu Fuss nach St. Marcus. Der Doge wohnte, von vier und zwanzig Nobili's begleitet, der grossen Messe bei. Er trug eine runde schneeweisse Perrücke und die Corona auf dem Haupt. Die Nobili glichen in ihrem Costüm den Aerzten in Molières „malade imaginaire", so barok sahen sie aus. Am Abend war ein Concert bei dem englischen Consul, wo der später berühmt gewordene Abt Vogler die Zuhörer durch sein bezauberndes Clavierspiel entzückte. Im Ganzen hatte das stolze Venedig, abgesehen von seinen Prachtbauten, wenig Anziehendes für die Reisenden. Es machte auf sie den Eindruck eines alten, abgelebten Organismus, eines Körpers, der nur noch seine äusseren Formen behalten, aber innerlich welk und faul und aus welchem die Seele entwichen war. Die stolze Adelsrepublik, die einst der Welt Gesetze vorschrieb, war nur noch ein einbalsamirter, künstlich geschminkter und aufgeputzter Leichnam, der, wenn einmal jäh an ihm gerüttelt wurde, morsch in sich zusammenfallen musste.

Papst Clemens XIV.

Den jungen Grafen zog es mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Sammelpunkt aller Schätze der classischen Kunst, nach der Hauptstadt Italiens, nach Rom. Ohne langen Aufenthalt in Mailand und Florenz, eilte er dorthin. Er miethete sich auf der piazza d'Espagna bei einem Privatmann, einem behäbigen Römer, Herrn Maria ein. Sein nächster Besuch galt dem kaiserlich russischen Hofrath Reiffenstein, einem alten Bekannten seines Erziehers — damals einer der ersten Alterthumskenner — welcher den Grafen sofort bei sich einlud und von nun an als liebenswürdiger Cicerone mit ihm die Museen der ewigen Stadt durchwanderte. Zwischen

Reiffenstein und Abbé Visconti, dem berühmten Direktor der capitolinischen Museen, und dem jungen Grafen entwickelte sich später ein intimes Freundschaftsverhältniss, welches diese Trias für zeitlebens unzertrennlich verband. Eine Reihe Kostbarkeiten, die von nun an, und namentlich bei der zweiten italienischen Reise des Grafen von Rom nach Erbach wanderten, erlangte er durch die gütige Mitwirkung seiner beiden an Jahren ihm vorangeeilten Freunde. In die vornehme Gesellschaft der päpstlichen Stadt wurde er durch den Grafen Hrzan, auditeur di Rota des Kaisers und später Mitglied des Cardinalscollegiums, eingeführt. In den Häusern der Cardinäle Albani, Orsini und Bernio, sowie der Herzoginnen Bracciano, Massima, Altieri, Borghese, Palestrina, Giustiani, Ceba und Aldobrandini verkehrte er täglich. Durch den Cardinal Albani wurde er dem heiligen Vater, dem berühmten Clemens XIV. (Ganganelli), vorgestellt. Der Cardinal und seine Edelleute in drei Wagen, vor welchen die gesammte Dienerschaft des Cardinals herging, fuhren feierlichen Schritts den Monte Cavallo hinan. Der Graf in seiner Carrosse folgte. Im Vatican wartete er mit dem Cardinal in einem Vorzimmer, bis ein Cameriere des Papstes dem Cardinal das Zeichen gab den Grafen bei S. Heiligkeit einzuführen. Der Papst war allein in seinem Cabinet. Er kam Graf Franz so einfach und ungenirt wie ein gewöhnlicher Privatmann entgegen, drückte ihm herzlich die Hand und streichelte mit der anderen dem schönen Jüngling die Wange. — Der Graf machte eine tiefe Verbeugung.

Seine Heiligkeit war mit einer langen Robe aus weissem Satin bekleidet, ein kleiner rother Mantelkragen hing ihm bis zu den Ellenbogen herab. Die Pantoffel waren roth, und in Gold war das Kreuz darauf gestickt. Seine Haare waren schwarz, mit Grau untermischt, ein rothes Käppchen bedeckte seinen Scheitel. Der Papst ging nach der Begrüssung einige Schritte zurück an einen Tisch, auf welchen er sich während des Gesprächs von Zeit zu Zeit stützte. Eigenhändig bedeckte er das Haupt des greisen Cardinals Albani, der ehrfurchtsvoll beim Betreten des päpstlichen Cabinets sein rothes Käppchen abgenommen hatte.

Der Cardinal nannte nun dem Papste den Namen des Grafen. „Ah — li conosco“ — ich kenne ihn, erwiderte Seine Heiligkeit. Der heilige Vater lächelte freundlich während des Gesprächs, er

zu Portici vorzustellen. Ihre Majestäten waren gerade bei Tafel und von einem glänzenden Hofstaat umgeben. Der kaiserliche Gesandte wurde zunächst leise um Auskunft über den Fremden gebeten, und als dieses geschehen, wurde der Graf, nachdem die Tafel aufgehoben war, ihren Majestäten vorgestellt.

Man nannte den Namen, machte eine Verbeugung, und alles war geschehen. „Der König“, sagt das Tagebuch, „hat ein langes Gesicht und eine Nase, welche beinahe über die Lippen hinabreicht, er ist blond, gross und schlank. Seine Haltung ist unnobel; er ist gekleidet wie ein Handlungscommis und frisirt wie ein Tambour. Die Königin sieht sanft und gutartig aus, aber sie gleicht ihrer Schwester der Dauphine weder in der Majestät der Erscheinung, noch in der Schönheit, der Lebendigkeit und im Feuer.“

Am Abend war Theatervorstellung, welcher der König beiwohnte. Es war kein Orchester vorhanden. Die Majestät übernahm es, die Zwischenacte durch kleine Liebenswürdigkeiten auszufüllen. Der König ging von Bank zu Bank und kitzelte mit den Fingerspitzen die jungen Höflinge, oder er zwickte sie, dass sie Ach und Wehe schrieen. Er sprach ein so erbärmliches italienisches Patois, dass man einen Matrosen zu hören glaubte, so corrumpirt lauteten in seinem Munde die Worte der schönen Sprache Dante's und Petrarca's. Dabei schrie er wie ein Zahnbrecher und redete den Grafen mit folgenden höchst geistreichen Worten an: „Sie müssen sich Uebung im Italienischen verschaffen, gut essen und gut trinken, und weder die Hitze noch die Kälte, noch den Sirocco fürchten.“

Am 18. April wurde das Fest des heiligen Januarius gefeiert. Der Graf von Policassero führte den Grafen Erbach nach Seggio o sedile, so hiess der Ort, wo man dem Heiligen einen reich geschmückten, mit seinem silbernen Bildniss gezierten Altar erbaut hatte. Der Kopf des Heiligen war mit einer Jnful aus reinem Silber bedeckt, ringsum mit kostbaren Steinen geschmückt. Ueber die Schultern hing ein Mantel aus carmoisinrothem Sammt herab, am Rande mit Gold gestickt. Ein Halsband mit kreuzförmigem Schloss, welches die kostbarsten Steine in sich fasste, war das seltenste Stück seines reichen Schmucks. Die Umgebung des Altars war reich drapirt und durch hunderte von Kerzen erleuchtet; sie glich einer Kapelle. Der Graf von Policassero stellte Graf

Franz den Nobilis der Stadt vor, welche bei Sr. Majestät dem heiligen Januarius den Dienst thaten.

Drei Gallerien des Palastes der Herzogin von Riario waren mit Teppichen geschmückt und für die Zuschauer, welche dem seltenen Feste anwohnen wollten, eingerichtet. Graf Policassero schlug dem jungen Grafen vor, auf einer dieser Gallerien Platz zu nehmen, da immer zu befürchten war, dass er, sobald man ihn als Protestanten erkannte, Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein würde. Der Graf nahm das Anerbieten an. Sein Hofmeister, dem die Neugier keine Ruhe liess, wandte sich an den Schweizer-Obersten von Tschudi, den er vor Kurzem zu Portici kennen gelernt hatte, und theilte diesem den Wunsch mit, das Schauspiel mehr aus der Nähe in Augenschein zu nehmen. „Kommen Sie nur mit", sagte der Oberst mit ächter Schweizer Treuherzigkeit, „wir wollen es schon besorgen." Er nahm Herrn von Freund bei der Hand, schob sich mit ihm durch die Menge und führte ihn zu dem Obersten des Regiments, welches die Ehrenwache hatte. — „Herr Bruder," rief er diesem zu, „nehmen Sie sich dieses Herrn an, damit er die Sache recht nahe sieht, ich muss zu den Damen zurück." — „Sehr gern," erwiderte der Oberst, nahm Herrn von Freund an beiden Händen und führte ihn an die Stufen des Altars, wo das Wunder geschehen sollte. Er wich nicht von seiner Seite und sorgte dafür, dass Herr von Freund seinen Platz behielt und alle diejenigen fern blieben, die ihm denselben streitig machen, oder ihn vertreiben wollten. Später kamen noch Graf Tschernitscheff und Fürst Repnin hinzu und nahmen neben Herrn von Freund Platz.

Die Prozession begann. Sechsunddreissig Heilige, theils zum starken, theils zum schwachen Geschlecht gehörig, wurden von Priestern, zuweilen auch von Lazzaroni's vorbeigetragen. Einer nach dem anderen blieb in einer gewissen Entfernung von dem heiligen Januarius stehen, um ihn zu begrüssen. Es konnte nichts komischeres geben, als diese Physiognomien der Statuen und die plötzliche Verbeugung, die sie vor dem anderen wunderlichen Heiligen machten. Sie glichen den Marionetten, die auf dem Theater aneinander vorüberschreiten. Selbst ein Cato würde über das Schauspiel gelacht haben.

Der Cardinal-Erzbischof kam an. Er setzte sich zu Füssen

des Altars und erwartete die Phiole mit dem heiligen Blut. Er gab sich den Anschein, als wenn er betete, und sah dabei wie ein Erzgauner*) aus. Die Musik lärmte unterdessen gewaltig, man sang und die Menge lachte, jauchzte und machte schlechte Witze über die Heiligen, welche man vorbeitrug. St. Ignacius, der schmutzig und armselig aussah und nicht wie die anderen mit Blumen geschmückt war, wurde sogar vom Volke ausgepfiffen.

Das heilige Blut kam an. Der Scandal, welchen die Musik machte, verdoppelte sich, und ein durchdringendes Freudengeschrei liess sich da und dort hören. Man stellte die Phiole auf den Altar neben die Büste des Heiligen. Das Blut war geronnen. Man umgab das Gefäss mit Blumen und verbarg es so vor den Augen derjenigen, welche gegenüberstanden. Herr von Freund, welcher seitwärts stand, konnte dagegen alles genau in Augenschein nehmen. Er sah deutlich eine gestaltlose geronnene Masse, ungefähr so gross wie das Gelbe eines Ei's. Nach einiger Zeit hörte die Musik auf. Das Volk betete das „credo" und zwar noch eifriger als zuvor. Die einen weinten, die anderen schlugen sich an die Brust, wieder andere heulten oder stiessen ein heftiges Geschrei aus, als ob sie die Büste bedrohen wollten, wenn sie nicht rasch das Wunder verrichten sollte. Der Cardinal nahm die Phiole und begann seine Gebete. Die Mönche und assistirenden Priester schrieen zum Volk: „il sangue è giusto," was soviel heissen sollte als „alles ist in Ordnung." Der Cardinal umfasste beim Beten die Phiole derart, dass es sehr deutlich zu sehen war, wie die Wärme seiner Hände das Wunder bewirkte. Nachdem die Gebete und Manipulationen des Cardinals acht Minuten gedauert — Herr von Freund beobachtete den Vorgang mit der Uhr in der Hand — hob der Cardinal die Phiole in die Höhe und rief: „Il miracolo è fatto!" Der Donner kann nicht so schnell dem Blitze folgen, als das Freudengeschrei, das nun ausbrach, nachdem der Cardinal das Wunder verkündet. Es war ein Lärm, der nur dem Siegesgeschrei einer ganzen Armee, das mit einem Male zum Himmel aufsteigt, verglichen werden konnte; unermesslicher Jubel von einem ohrzerreissenden Tusch der Instrumente begleitet, hallte hundert- und tausendfach wieder. Die Mützen flogen in die Höhe und das Geschrei wollte kein Ende nehmen.

*) Archéveque — archefripon, Wortspiel des französischen Manuscripts.

Die Flüssigkeit, mit welcher das Wunder vollbracht worden war und welche von Freund, der kaum einen Schritt von dem Cardinal entfernt stand, ganz aus der Nähe betrachten konnte, sah aus wie geronnenes Oel, das sich im Glase langsam hin und herwälzte. Die Menge eilte nun herbei, um die Phiole zu küssen, was auch erlaubt war. Der Graf Tschernitscheff, der alles recht in der Nähe sehen wollte, befand sich auf einmal dem Cardinal dicht gegenüber, so dass er beinahe dessen Nasenspitze berührte. In seiner Verlegenheit machte er — obgleich nicht katholisch — das Zeichen des Kreuzes, worauf ihm der Cardinal das Glas zum Küssen reichte. Der Oberst Tschudi drängte von Freund nun voran. Letzterer machte jedoch das Zeichen des Kreuzes nicht, worauf der Cardinal, der ihn scharf ansah, ihm die Phiole nicht reichte. In demselben Augenblick fühlte von Freund, dass man seinen Degen herauszuziehen versuchte; er sah den Cardinal sich umkehren und fand es für gerathener, den Rückweg einzuschlagen und den Grafen aufzusuchen. Er fand ihn in einer allerliebsten Damengesellschaft, mit welcher er Eis und andere Erfrischungen zu sich nahm. Es war acht Uhr Abends. Die ganze Comödie hatte nahezu fünf Stunden gedauert. Bei der Herzogin von Francavilla, zu der man später ging, war grosse Gesellschaft. Es waren auch mehrere Prälaten da, aber sie wussten von dem Wunder nur, was sie von dem Grafen und seinem Erzieher erzählt bekamen. Sie zeigten sich dem grossen Ereigniss des Tags gegenüber völlig gleichgültig. Ein kleiner eleganter Bäffchenträger meinte sogar, „dass der heilige Januarius bei der guten Gesellschaft sehr an Achtung verloren habe, nur das gemeine Volk sei noch toll auf das Wunder!“

Florenz.

Von Neapel aus unternahm der Graf zahlreiche Ausflüge. Er bestieg den Vesuv, besuchte Puzzuoli, Pompeji und Herculanum. Einmal in der Woche wenigstens zeigte er sich bei Hof. Der König liebte alle Leibesübungen, man traf ihn daher gewöhnlich

beim Billard, beim Ballspiel, oder beim „al trucco." Das Ballspiel — sowie es in Neapel gespielt wird — gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Landes. Man spielt es mit dicken, gewaltsam aufgeblasenen Bällen von der Grösse eines Kindskopfs. Der Spieler steckt seinen Arm durch ein Holz, welches so stachelich ist, dass es einem Igel gleicht, nur mit dem Unterschiede, dass die Spitzen abgerundet sind. Mittelst dieses Holzes werden die Bälle mit einer ungewöhnlichen Kraft und Geschicklichkeit fortgeschleudert. Das „al trucco" wird mit grossen Kegelkugeln gespielt. Man stösst und schleudert sie mit einem langen Stock, an dessen Ende sich ein eiserner Kreis befindet. Die jungen Camerieri's und Cavaliere hatten die Ehre, diese Spiele mit seiner Majestät zu spielen, noch öfter aber ein Kapuziner, der diese königliche Gnade den sieben Schuh Länge, welche er mass, verdankte. Der Kapuziner würde der Garde zu Potsdam zur Zierde gereicht haben.

Der König spielte diese Spiele vor aller Welt. Jedermann konnte ungehindert zusehen. Eines Tages unterhielt er sich in familiärer Weise mit seiner Umgebung, unter welcher sich auch Graf Franz befand. Unmittelbar darauf warf er Rock und Weste ab, schürzte das Hemd in die Höhe, zeigte Jedem seinen muskulösen Arm und machte eine Partie mit dem langen Kapuziner.

Am 11. Mai 4 Uhr Morgens reiste der Graf über Caserta und Gaeta ab. Am 12. Mai 11 Uhr Abends befand er sich wieder zu Rom. Der Graf blieb vierzehn Tage, um seine alten Bekannten nochmals zu besuchen. Von Rom begab er sich über Siena nach Florenz. Toskana war damals eine oesterreichische Secundogenitur. Durch den oesterreichischen General Grafen Thurn wurde er dort bei Hof eingeführt. In dem Vorzimmer traf er den dienstthuenden Kämmerer Fürsten Pandolfini, der einen Herrn in schwarzen Mantel und tiefe Trauer gekleidet bei dem Grossherzog Leopold II. einführen sollte. Es war Herr von Barbanton, französischer Gesandter, welcher beauftragt war, den Tod König Ludwigs XV. anzuzeigen. Nachdem der französische Gesandte seinen Auftrag erfüllt, wurde Graf Franz durch den Fürsten Pandolfini, der sich sofort wieder zurückzog, eingeführt. Der Grossherzog Leopold II. Bruder und später Nachfolger Joseph II. auf dem deutschen Kaiserthron, trug Uniform und den Degen. „Es ist ein natürlicher, ungezwungener Mann", sagt unser Gewährsmann, „gut gewachsen,

etwas mager, Vater von 7 Kindern. Er empfängt die Fremden ohne grosses Ceremoniel, plaudert gemüthlich, spricht gut französisch und wäre überglücklich, wenn man seine Regierung loben würde.“ Eines Tags war er sehr guter Laune — es war einer jener Momente, wo er den Souverän vergass — und fragte den Marchese Serrestori, ob er glaube, dass er, der Grossherzog, alles, was nothwendig sei, für das allgemeine Beste thue. Serrestori war einer der unabhängigsten Männer von Toscana und durch seine unbeugsame Rechtschaffenheit bekannt; so zögerte er nicht mit der Antwort, als der Grossherzog ihn wiederholt dazu drängte. Er erwiderte: „Son altesse royale a essaié jusqu'ici des gens de rien; si Elle voulait essaier un peu les gens de bien.“ — Der Grossherzog biss sich auf die Lippen und schwieg. Er fühlte zu sehr, dass der Vorwurf, welchen ihm die Florentiner machten, er schenke sein Vertrauen Leuten ohne Treue, ohne Sitten, ohne Kenntnisse, Taugenichtsen, Abenteuerern und Projectemachern, ein nur zu begründeter sei.*)

Nachdem die Audienz beim Grossherzog beendigt, führte Fürst Pandolfini den Grafen bei der Grossherzogin ein. Sie war mager und hässlich und glich sehr ihrem königlichen Bruder von Neapel; sie verrieth jedoch mehr Unterscheidungskraft, ja sogar Geist und sprach zwanglos und mit Liebenswürdigkeit.

Der Hof befand sich zu Poggio. Er begab sich nur in die Stadt, um sich die Fremden vorstellen zu lassen, und trug sonst nichts dazu bei, ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Der Grossherzog lebte mit seiner Familie als einfacher Privatmann, und seine Sparsamkeit wurde auch von der hohen Gesellschaft nachgeahmt, die Niemand bei sich empfing, ausgenommen in der Theater-Loge, was bekanntlich keine Kosten verursacht. In Poggio besuchte der Graf die Gräfin Starhemberg, Erzieherin der Grossherzoglichen Kinder, eine gute, geschwätzige Frau und sonst nichts. Sie führte den Grafen zu den fünf Kindern, von welchen jedes sein eigenes Zimmer besass. Jedes der Kinder wurde unter der Oberaufsicht der Gräfin von Starhemberg, welche keine Ahnung von der Erziehung fürstlicher Kinder besass, von einer Kammerfrau oder einem Kammerdiener bedient. Solchen Leuten übertrug man

*) Leopold beherzigte später die Rathschläge unabhängiger Männer und es begann unter ihm eine neue Blütheperiode des Landes.

die schwierigste und folgenschwerste Kunst fürstlicher Erziehung, deren Aufgabe es ist Körper und Geist der Kinder während sieben oder acht Jahren darauf vorzubereiten, einst die Herrscher Europa's oder deren Gemahlinnen zu sein. Wie wenig wird jenes Motto des Werkes „Variétés d'un philosophe provincial“ beachtet, welches lautet: „L'éducation est une grande charge pour un grand homme! un emploï mediocre pour un homme ordinaire; mais pour un petit personnage, c'est une bagatelle.“

Von Florenz aus unternahm Graf Franz auch einen Ausflug nach Livorno, wo am 13. Juni ein Manöver der russischen Flotte unter dem Befehl des Vice-Admirals Walter Greigh stattfand. Der Capitain einer Fregatte gab ein splendides Diner von zwanzig Couverts. Die Gäste, welche nicht Seeleute waren, hatten jedoch wenig Appetit, denn das Meer ging hoch. Einigen wurde es unwohl, so dass sie sich zu Ruhe begeben mussten. Dem Meer zum Trotz tanzte man jedoch nach dem Diner mehrere Menuette und Contretänze. Am folgenden Tage kam der Grossherzog. Es war ein einziges Schauspiel, als die acht russischen Schiffe, mit langen, flatternden Wimpeln und mit den Flaggen aller befreundeten Staaten geschmückt, ihre Bewegungen ausführten. Die Soldaten befanden sich auf dem Deck, die Matrosen auf den Raaen. Als der Grossherzog den St. Isidor bestieg, feuerte jedes der Schiffe eine Ehrensalve von 24 Schüssen ab. Der Grossherzog sah dem Manöver ungefähr eine Stunde lang zu und kehrte dann zur Stadt zurück. Graf Erbach folgte ihm. Er begab sich über Lucca, Pistoja und Prato nach Florenz zurück. Dort fand auf dem Platze vor dem alten Palais eine grosse Feierlichkeit statt. Ein Thron war errichtet, auf welchem der Grossherzog die Huldigungen seines Volkes entgegen nahm. Jede Provinz und jedes Amt hatte seine Abgesandten geschickt. Prächtige Wettrennen beschlossen das Fest. Auf dem Corso war eine reich geschmückte Tribune errichtet, welche der Hof benutzte. Man sah, vergnügt plaudernd, von hier aus dem Schauspiele zu und bewunderte die Pracht der Equipagen, die in endloser Reihe vorüberfuhren. Auch den Herzog von Strozzi, welcher ihm zu Ehren Festlichkeiten veranstaltete, lernte Graf Franz in Florenz kennen, und nachdem er einmal hinreichend bekannt war, fehlte es nicht an Unterhaltungen der verschiedensten Art. Nach einem Aufenthalt von länger als

zwei Monaten entschloss er sich am 19. Juli zur Abreise. Man fuhr in der Nacht über die Appenninen. Die Kälte war auf dem Gebirge, ungeachtet der Jahreszeit und des italienischen Clima's so gross, dass der Graf ganz ausgefroren am anderen Morgen in Bologna ankam.

Die Heimreise.

Von Florenz begab sich Graf Franz an den Hof von Modena. Derselbe bot nur wenig Merkwürdiges. Nach einigen Tagen setzte er die Reise nach Genua fort. Eine für ihn ehrwürdige Erscheinung war hier der Doge, Signor Grimaldi. Der kaiserliche Consul Graf Conti führte ihn bei dem würdigen Herrn ein. Er war kaum von einer schweren Krankheit wiederhergestellt und weilte zur Erholung auf einer seiner Villen. Er war in Gesellschaft dreier Damen und zweier Theatinermönche, welche er sofort verliess, um dem Grafen entgegen zu gehen. Es war eine schöne Erscheinung, gross, würdig und angenehm in seinen Manieren. Er war wie ein Cardinal von Kopf bis zu Fuss in Roth gekleidet, auch die Schuhe waren roth und ebenso das Barett, welches er in Händen hielt. Verbindlich führte er den Grafen zu einer Ruhebank, um dort Platz zu nehmen, und verabschiedete die Hellebardiere, welche sich in Reih und Glied aufgestellt hatten. Eine Dame und einige Cavaliere aus der Stadt kamen hinzu; man brachte Erfrischungen und plauderte lange in ungezwungener Weise. Graf Conti führte den jungen Grafen noch in mehrere der ersten Häuser Genua's ein und ebenso in die auserlesenste Gesellschaft der Stadt, die Gesellschaft der Vierzig. Die Gesellschaft war so genannt, weil sie durch eine Subscription von vierzig Herren mit ihren Damen eröffnet wurde. Man war bei der Aufnahme sehr scrupulös, und selbst die Fremden, die vorübergehend in Genua sich aufhielten und die Gesellschaft besuchen wollten, unterlagen der Abstimmung. Durch ein Drittel schwarze Kugeln wurde ein Aufnahmegesuch abgelehnt. Die Gesellschaftsräume befanden

sich im Hotel Cambiuso. Sie waren königlich möblirt und wie bei einer Hochzeit erleuchtet. Die Erfrischungen wurden reichlich umhergereicht. Die Damen waren in grosser Toilette, aber, einer alten Vorschrift gemäss, ganz in Schwarz gekleidet. Die Senatoren erschienen in langen schwarzen Mänteln und glichen in dieser Tracht den damaligen deutschen Dorfpfarrern.

Von Genua begab sich Graf Erbach nach Turin, wo er am Hofe vorgestellt wurde. Viel Ceremoniell und viel Aeusserlichkeiten, aber wenig innerlich Anregendes bot das Leben an dem damaligen Turiner Hof. Der Graf hielt sich daher nicht lange in Turin auf und trat von hier aus die Heimreise an. In Wien, wo er am 1. Nov. 1774 ankam, fand er eine Aufnahme, welche an Gastlichkeit derjenigen, die ihn bei seinem früheren Aufenthalt zu Theil wurde, nichts nachgab. Er hatte mehrere Audienzen bei dem Kaiser und bei der Kaiserin-Königin. Vorzugsweise verkehrte er bei den hohen Würdenträgern und erlangte die Zustimmung des Kaisers zu verschiedenen Entschlüssen, die auf die Angelegenheiten der Grafschaft Bezug hatten. Damals wurde er auch von Kaiser Joseph für volljährig erklärt. In den Häusern der Minister, bei dem Staatskanzler Fürst Kaunitz, bei Colloredo, Harrach, Hatzfeld, Liechtenstein, Esterhazy, Schoenborn, Schwarzenberg und Paar wurde der junge Graf sichtlich ausgezeichnet. Sein Aufenthalt in Wien, der Anfangs nur auf wenige Wochen bemessen war, verläηgerte sich daher von Monat zu Monat. Erst am 30. Juni 1775 entschloss sich Graf Franz zur Abreise.

Ueber Passau und Regensburg reiste er nach der Heimath. In Regensburg besuchte er den langjährigen Agenten Erbachs beim Reichstag, Herrn Pistorius. Er war bereits in hohem Alter, aber er bezeugte eine ungemeine Freude über die Bekanntschaft des jungen Grafen, für dessen Vater, zu welchem er in der Jugend intime Beziehungen unterhalten hatte, er eine grosse Anhänglichkeit bewahrte. Die anderen Geschäftsträger am Reichstag, welche der Graf kennen lernte, bewährten den ihnen von Friedrich dem Grossen gegebenen Beinamen: „die Pedanten von Regensburg.“ Es schien, als ob sich — mit wenigen Ausnahmen — alle Staaten des heiligen römischen Reichs das Wort gegeben hätten, die obscursten und vernageltsten Juristen ihres Landes zur

Beschickung des Reichstags auszuwählen. Die Geschäftsträger von Hessen, Herr von Wülknitz, von Frankreich, Herr von Bombelles, welchen der Graf von Paris aus kannte, und Herr Pistorius, gaben grosse Diners zu Ehren des Grafen. Der letzte nahm einen wahrhaft väterlichen Abschied von ihm. Er empfahl ihm aufs dringenste: 1) „soviel als in seinen Kräften stehe dazu beizutragen, dass nach seinem (des Pistorius) Tode das fränkische Grafen-Votum eine Zeit lang einem altfürstlichen Gesandten übertragen werden möge, um Zeit zu gewinnen, bei dem kaiserlichen Hofe die Praerogativa und Etiquetten bestätigt zu erhalten, welche er durch eine so lange Reihe von Dienstjahren gewusst habe heraus zu treiben;"

2) „dass dem Herrn Fischer von Neuwied das Votum ja nicht übertragen werde, weil die westphälischen Grafen früh oder spät sich würden genöthigt sehen, mit einem protestantischen und katholischen Gesandten zu alterniren;"

3) „sich immer genau an das wetterauische Grafen-Collegium anzuschliessen und mit solchem immer ein' und den nämlichen Gesandten zu haben."

Dieses war das politische Vermächtniss des Erbach'schen Agenten am Reichstag. Man weiss, wie die Zeitereignisse dasselbe überflüssig machten und wie der Reichstag mit allen Praerogativen und Etiquettestreitigkeiten bald begraben werden sollte. Der Graf verliess diese Pflanzschule der Etiquette am frühen Morgen und reiste über Nürnberg nach Ansbach.

Ansbach. — St. Germain.

Durch seinen Agenten am Reichstag, Herrn von Salzmann, war der Markgraf bereits im Voraus von der Ankunft des Grafen Erbach benachrichtigt. Als Graf Franz zum Stadtthor von Ansbach hereinfuhr, trat die Thorwache unter das Gewehr und präsentirte. Er war kaum im Gasthof abgestiegen, als ein von dem Gross-Kämmerer Baron Pöllnitz abgesandter Courier ankam, durch

welchen sich derselbe entschuldigen liess, dass er nicht sofort selbst erscheine. Ein Unwohlsein hindere ihn das Zimmer zu verlassen, aber er benachrichtige den Grafen, dass der Markgraf sich sehr freuen würde den hohen Reisenden auf seinem Landsitze zu Triesdorf zu sehen. Er überlasse es dem Grafen, heute oder morgen, wann es ihm am bequemsten sei, sich dorthin zu begeben. Der Graf sagte seinen Besuch auf den folgenden Tag zu. Bald darauf erschienen ein Lakai und ein Heiducke mit der Meldung, dass ihnen der Markgraf den Auftrag ertheilt habe, so lange sich der Graf im Gasthause befinden würde, ihm zur Dienstleistung zur Hand zu sein. Am anderen Tag — einem Sonntag — schickte der Markgraf einen Sechsspänner, mit welchem der Graf nach Triesdorf fuhr. Dort fand er ein Zimmer elegant hergerichtet, wo er sich einstweilen ausruhte, bis der Markgraf und seine Gemahlin aus der Kirche zurückgekehrt waren. Eine Schildwache zog vor der Thür des Grafen auf und zwei Bediente wurden zu seiner Verfügung gestellt. Ganz in seiner Nachbarschaft wohnte Mlle. Clairon, eine allerliebste Schauspielerin aus Paris, die ihm sehr viele Artigkeiten sagen und ihn zu seiner Ankunft beglückwünschen liess.

Nachdem der Graf einige Zeit gewartet, kam ein Wagen mit drei Bedienten, dem ein Läufer vorauseilte, um den Grafen zu dem Markgrafen und der Markgräfin abzuholen. Diese Mühe wäre durchaus nicht nöthig gewesen, denn der Markgraf residirte kaum hundert Schritte von dem Pavillon entfernt, welchen die Fremden bewohnten. Der Hofmarschall von Eichel empfing den Grafen auf der Treppe und der Markgraf kam ihm bis an die Thüre seines Cabinets entgegen, in welchem ihm die Markgräfin mit ihren Damen erwartete. Nachdem die Vorstellungen stattgefunden hatten, fand ein Diner von 20 Gedecken statt. Der Graf führte die Frau Markgräfin und erhielt den Platz zu ihrer Rechten angewiesen. Der Markgraf war ausserordentlich höflich und liebenswürdig, und suchte jeden Zwang der Etikette zu beseitigen. Nicht so die Markgräfin. Sie war ernst, bleich, traurig, schweigsam. Sie bewegte kaum die Lippen, um ein Wort zu lispeln. Eine ungezwungene Unterhaltung kam daher nicht in Gang. Nachdem sich die Markgräfin entfernt hatte, schlugen der Hofmarschall und der Premierminister, Herr von Gemmingen, dem Grafen einen

Besuch bei Mlle. Clairon vor. Die Schauspielerin empfing den jungen Grafen auf der Treppe mit offenen Armen und umhalste ihn wie eine ächte Theaterprinzessin. Man plauderte einige Zeit und beschloss dann einen ganz in der Nachbarschaft wohnenden originellen Fremden, der damals Aufsehen erregte, zu besuchen. Es war der bekannte, später berüchtigte Graf St. Germain, der zu Triesdorf unter dem Namen eines Grafen Isarki sich aufhielt. Er empfing die Gesellschaft mit der Mütze auf dem Kopf und in grossem Negligé. Es war ein kleiner Mann mit einer lebhaften Physiognomie. „Man sagt von ihm, dass er alle Sprachen spricht, er spricht sehr gut und alles, was er spricht, bringt er in einer geistreichen Weise vor.“

Später kam der Markgraf zu St. Germain, und nachdem man noch eine Weile geplaudert, kehrte die gesammte Gesellschaft zu Mlle. Clairon zurück. Von dort begab man sich zu dem Markgrafen. Graf Franz fuhr in einem Wagen mit Mlle. Clairon. Man vertrieb sich die Zeit mit Whistspiel, bis das Souper aufgetragen wurde, bei welchem es etwas lebendiger zuging, als bei dem Diner. Gegen Mitternacht brach man auf. Der Graf blieb nahezu vierzehn Tage in Ansbach. Man unterhielt sich mit Whistspiel, machte Spazierfahrten, oder plauderte bei dem sogenannten Grafen Isarki, oder auch bei Mlle. Clairon. Das Leben an dem kleinen markgräflichen Hof bildete für den jungen Grafen Franz einen recht freundlichen Abschluss der Reise.

Ankunft des Grafen Franz in Erbach.

Nach einem in jeder Beziehung herzlichen Abschied verliess der Graf am 20. Juli Triesdorf und reiste nach Erbach, wo er ganz unvermuthet am 21. Juli 1775 11 Uhr Vormittags ankam. Die Mutter empfing den innig geliebten Sohn, welcher zum kräftigen, blühenden jungen Manne herangewachsen war, auf das zärtlichste. Der Graf, der unterdessen, wie wir wissen, von Kaiser Joseph für volljährig erklärt worden war, übernahm nun die Regierung.

Aus Anlass dieses Aktes, sowie wegen der glücklichen Rückkehr des Sohnes, war von der seitherigen Landesregentin ein öffentliches Dankfest angeordnet worden, welches am folgenden Sonntag 24. Juli gefeiert wurde. Unsere Darstellung, die ein Bild der damaligen Zeit geben soll, würde eine unvollständige sein, wenn wir nicht auch diese bescheidene, die damaligen Zustände kennzeichnende Festlichkeit mit einigen Worten berühren wollten, um so mehr als der naive Character der verschiedenen, dem Grafen Franz bei dieser Gelegenheit dargebrachten Huldigungen die einfachen Verhältnisse kennzeichnet, welche sich — im Gegensatz zu dem üppigen Treiben, der das Muster von Versailles nachahmenden grösseren Reichsstände, ein Beispiel, welchem auch viele der Gräflichen Familien zum Verderben ihres Landes folgten — in dem kleinen Erbach'schen Lande erhalten hatten. Die Feier war naturgemäss in erster Linie eine kirchliche. Der Hofprediger Joh. Joseph Müllner hielt eine der festlichen Stimmung entsprechende Predigt, bei welcher er die Worte des Evangeliums Marci Cap. 8, V. 1—8 zu Grunde legte, und sprach insbesondere ein Dankgebet, welches wir hier nicht unerwähnt lassen wollen.

„Wende Dich zum Gebet Deiner Knechte und Mägde und zu ihrem Flehen, Herr, unser Gott, auf dass Du hörest das Lob und Gebet, das Deine Knechte und Mägde heute vor Dir thun!"

„O Du ewiger, starker und gewaltiger Gott, wie unerschöpflich ist Deine Weisheit, wie gross ist Deine Gnade, wie unerforschlich Deine Liebe, wie überschwenglich Deine Güte, wie unergründlich Deine Barmherzigkeit, wie trefflich Deine Langmuth, wie herrlich Deine Gerechtigkeit, wie lauter Deine Wahrheit, wie unbegreiflich Deine Allmacht, die Du uns erwiesen hast."

„Mit Freuden und Jauchzen treten wir heute vor Dein allerheiligstes Angesicht und opfern Dir, O Herr Zebaoth, demüthigst unser Dankopfer, und bezahlen Dir, dem Höchsten, unser Gelübde im Namen Jesu. Denn als unser theuerster Regent, das kostbarste Kleinod des ganzen Landes, damit Du dasselbe wider alles Vermuthen bekrönet hast, sich auf Reisen in fremde Länder begeben, war uns fast bange und von Herzen Angst, aber Dich riefen wir an und zu Dir flehten wir, und siehe! Du bist der Gott, der unser Gebet erhöret hat."

„Deine heiligen Engel, die starken Wächter, haben ihn be-

gleitet, dass ihn kein Unfall berühren, noch ein widriges Schicksal ihn auf seiner Reise hindern und verderben konnte. Deine Güte hat sein Wachsthum und Zunehmen an Vollkommenheiten gesegnet, Deine Liebe hat seine Seele mit Weisheit und Erkenntniss erfüllet, die Kraft Deiner göttlichen Wahrheiten hat seinen Geist in der Liebe zur Wahrheit befestigt und erhalten, Deine Gnade hat sein Herz erfreuet und wunderbarlich erquicket. Durch Deinen Segen, o guter Gott, haben seine bisherigen Bemühungen ein erwünschtes Ziel erreichet. Deine allmächtige Hand hat den auserwählten Sohn, einer nach der baldigen Ankunft des gewünschten Sohnes ihres Leibes schmachtenden Frau Mutter, unserer bisherigen gnädigsten Landesregentin, und den Regenten denen von Ehrfurcht, Liebe und Verlangen angeflammten Unterthanen gesund erhalten und unverletzt wiedergeschenket."

„Darum danken wir Dir billig, Du erhabener Gott, und loben Deinen heiligen Namen von Grund unseres Herzen für alle das Gute, damit Du die theuerste Person unseres Regenten gesegnet hast. Herr! durch den die Regenten unserer Erden herrschen, wir werfen uns in Demuth vor Dir nieder, und erkennen, dass Dein allein das Reich, die Gewalt und die Ehre sei. Du allein befestigst den Thron der Hohen dieser Erden. Du allein erwählst diejenigen, welche Häupter Deiner vernünftigen Geschöpfe sein sollen. Von Dir allein erwarten wir demnach allen Segen und Gedeihen, damit das Land Deines Knechtes und Gesalbten überschüttet werde, und Er selbsten ein heiliges Werkzeug Deiner Güte und Gerechtigkeit hier auf Erden sein möge."

„Erhöre unser Flehen, grosser Schöpfer, das wir heute vor Dich gebracht haben, und vernimm unser Gebet, als der wahre Vater des Volks, über welches es Dir gefallen hat, Ihn zum Haupt und Regenten zu setzen. Sind die Lippen nicht rein genug, die sich heute vor Dir geöffnet haben, so heilige Du sie. Dir danken wir heute. Dir geben wir alle Ehre. Dich allein nennen wir unseren Wohlthäter. Gib, dass wir dieses allezeit thun, und Dich allein als den Urheber alles Glücks betrachten und anbeten mögen. — Amen."

In ähnlicher Weise wurde die Ankunft und der Regierungsantritt des Grafen in sämmtlichen Kirchen des Erbacher Landes begangen. Gedichte feierten seine Ankunft, und erlauben wir

uns aus diesen Erzeugnissen der vorclassischen Periode einiges zu wiederholen. In einer dieser Poesien: „Regungen der Ehrfurcht und Freude bei der höchst beglückenden Ankunft des Gnädigsten Regenten, des Hochgebornen Herrn, Herrn Franz, Regierenden Grafen zu Erbach, Herrn zu Breuberg, etc. etc. geweihet von sämmtlichen Vorstehern und Unterthanen des Amts Wildenstein“ — einem durch seine natürliche Einfachheit wohlthätig berührenden Gelegenheitsgedicht, heisst es:

Willkommen Längsterwarteter,
Du, unserer Wünsche Ziel,
Sieh' unserer Herzen, bester Herr!
Empfindendes Gefühl.

Sieh, ungedungen, fröhlich wallt
Dein glücklich Volk herbei!
Du kommst! und ringsumher erschallt
Ihr jauchzendes Geschrei.

Vergib, Herr, Deinem Volk, es spricht
Die Sprache der Natur,
Versteht der Redner Künste nicht,
Folgt seinem Herzen nur.

Der Vater zeigt Dich seinem Sohn,
Den Enkeln Dich der Greis,
Und sieht aus Deinem Blicke schon,
Du seiest gut und weis.

Und theilt mit alter Frömmigkeit
Mit seinem ganzen Haus,
Theilt Deiner Kinder, Kindern heut
Schon seinen Segen aus.

Und alle stimmen segnend ein
Und setzen mehr hinzu,
Ihr Wunsch, ihr Glück bist Du allein
Und ihr Gespräch nur Du!

Heil uns, wir haben wieder Dich!
Zwar ist Dein Volk nicht reich,

Doch, Herr! Dein armes Volk hat Dich,
Und welches ist ihm gleich?

Du wirst, hältst Du der Gnade werth
Dies Herz, das es Dir gibt,
Gleich Königen, von uns geehrt,
Und mehr als sie geliebt!

Leider ist der Verfasser dieses einfach rührenden Gedichts, das so recht der Freude einer einfachen, ungekünstelten Landbevölkerung Ausdruck verleiht, nie bekannt geworden. Gewiss aber ist, dass die Stimme des Gemüths, die uns in diesen einfachen Versen in so beredter Weise entgegenklingt, einen Widerhall in dem Herzen des Grafen fand. Nach dem Leben an den grossen Höfen, das er allerdings in all' seinem Prunk und Glanz, aber auch in seiner inneren Hohlheit und in den Verirrungen und Lächerlichkeiten der Etikette kennen gelernt hatte, fand er Freude und Behagen an dem ungekünstelten Jubel seines Volkes, das vertrauensvoll von allen Seiten herzuströmte, um den geliebten jungen Landes-Regenten, an dessen Person sich so viele Hoffnungen knüpften, zu sehen und zu begrüssen. Graf Franz wusste diese Gefühle zu ehren; er nahm von Herzen an der Freude der Bewohner von Erbach und der Dörfer und Städtchen des Erbach'schen Landes Theil, mischte sich unter die Fröhlichen bei den Festlichkeiten, die aus Anlass seiner Ankunft veranstaltet wurden, und war eingedenk der Worte des grossen Schöpflin, die ihm dieser in Strassburg einst als Vermächtniss mit auf den Weg gab.

„Sie haben nur eine kleine Zahl von Unterthanen zu regieren, um so eher kann man dann sagen, hier ist ein Herr, der es verstanden hat, diejenigen glücklich zu machen, die ihm anvertraut sind.“

Die ersten Regierungsjahre des Grafen Franz.

Die Grafschaft umfasste, als der Graf am 23. Juli 1775 die Regierung übernahm, einen Flächenraum von 31 □ Meilen mit

einer Bevölkerung von 32,000 Einwohnern. Sie war gleich den angrenzenden Darmstädtischen Landen, in welchen zu jener Zeit der geniale Minister Friedrich Carl von Moser eine geordnete Verwaltung einführte, in vieler Beziehung zurückgekommen und der Reformen bedürftig. Graf Franz war ganz und gar von den Tendenzen der neuen Zeit durchdrungen; die neuen volkswirthschaftlichen Ideen, deren hervorragendster Vertreter unter den Ministern der kleineren deutschen Länder der Darmstädtische Minister Moser war, hatten bei ihm Wurzel geschlagen; er hatte die Schriften Mosers, namentlich dessen „Herr und Diener", ebenso die Wreke des vortrefflichen Schubart vom Kleefelde studirt, eines Mannes, dem Deutschland umfassende Reformen seiner Landwirthschaft und die Einführung des Kleebaus verdankt — und er beschloss Reformen im Geiste dieser Männer. Mit einem musterhaften Ernst bemühte er sich zunächst die Justiz und die Verwaltung zu reformiren und suchte dann durch eine bessere Bewirthschaftung des Bodens den Wohlstand der Grafschaft zu heben. Von den fünf grösseren Gütern, die zu dem Erbach'schen Theile der Grafschaft gehörten, wurden mehrere von dem Grafen in Selbstverwaltung genommen, um durch sein Beispiel Andere zur Nachahmung anzufeuern. Aehnlich wurde mit der Bewirthschaftung der Wälder verfahren. Lebten doch zu jener Zeit Männer wie Böhm, Müller, Werner und Schlettwein, welche die ersten Grundsätze einer rationellen Forstwirthschaft lehrten und ein System anbahnten, welches der berühmte Georg Ludwig Hartig später zu seiner vollen Entwickelung brachte. Der empfängliche Geist des jungen Mannes fand in den neuen Ideen, welche oft in herausfordernder Weise auf allen Gebieten sich Bahn brachen, die mannigfachste Anregung, und mit einer bewundernswürdigen Beharrlichkeit suchte er dieselben innerhalb der Grenzen seines kleinen Landes zu verwirklichen. Als Ende der siebenziger Jahre der von Schubart von dem Kleefelde angeregte Anbau künstlicher Futterkräuter in Aufnahme kam, machte Graf Franz auf das Eifrigste für den Kleebau Propaganda. Als sein eigenes Beispiel nicht hinreichte, um die zäh an dem Althergebrachten hängenden Odenwälder zum Anbau dieser Futterpflanze zu veranlassen, liess er sogenannte „Kleethaler" schlagen und dieselben als Prämie an diejenigen Landwirthe vertheilen, welche

sich besonders um den Anbau dieses Futtergewächses verdient machten. Er veranlasste die Verbesserung des Wegbau's der Grafschaft; er sorgte, zum grossen Theil aus eigenen Mitteln, für die Herstellung ordentlicher Schulhäuser und hatte die Freude, in Folge dieser Reformen die Grafschaft neu aufblühen und ihren Wohlstand sich mehren zu sehen. Wenn das Wirken des Grafen nicht in allen Dingen die Früchte trug, die dem Eifer, mit welchem man ans Werk ging, entsprachen, so lag die Ursache vielfach in der Zeit der Gefahr und des Dranges, welche nun für Deutschland hereinbrach, in den Stürmen der französischen Revolution, deren brandende Wogen bis in die engen Gebirgsthäler des von ihrem Sitze weit entfernten Erbacher Landes hineintrieben und die Ruhe und den Wohlstand seiner Bewohner gefährdeten.

Familienleben in Erbach. — Ein Werther.

Während so die Geschicke des kleinen Landes eine günstigere Wendung nahmen, bemühte sich der junge Herr, in seiner Residenz die vorhandenen Elemente, die dazu dienen konnten ein regeres geistiges Leben zu fördern, zu sammeln und in den besseren Kreisen Interesse für die Ideen zu erwecken, welche die grosse Gesellschaft in Deutschland und Frankreich bewegten. In Erbach und dem benachbarten Michelstadt war eine grössere Zahl landesherrlicher Beamten vorhanden, ferner die Geistlichen, die Offiziere des Erbach'schen Contingents, sowie preussische Offiziere, deren Werbestation sich zu Michelstadt befand. Alle diese verschiedenen Classen der Gesellschaft berührten einander im Gräflichen Schlosse zu Erbach, wo dann und wann Festlichkeiten stattfanden und ein zwar kleines, aber elegantes Hofleben sich entwickelte. Graf Franz hielt schöne Pferde, schaffte prächtige Schabraken aus Leoparden- und Tigerfellen für diese an und sorgte durch sein äusseres Auftreten für den Prunk, mit welchem ein kleiner souveräner Herr im deutschen Reich sich umgab.

Oefter empfing er Besuche von seinen Verwandten, namentlich des Leiningen'schen Hauses und erwiderte dieselben, und bei einem dieser Besuche, den er zu Dürkheim in der Pfalz am Hofe des Grafen Carl Friedrich Wilhelm zu Leiningen und Dachsburg machte, lernte er dessen Tochter, die Gräfin Charlotte Louise Polixene kennen, mit welcher er sich am 4. Juli 1776 verlobte. Am 16. September 1776 fand zu Dürkheim die Vermählung und am 20. September in dem Erbach'schen Lande die feierliche Einholung des Gräflichen Paares statt. Das von Obristlieutenant von Freund befehligte, neu equipirte Erbach'sche Contingent, sechs Geschütze und die Centmannschaften waren an der Landesgrenze bei Reichelsheim aufgestellt, eine Ehrenpforte war erbaut und sämmtliche Beamten in Galla-Anzug, die Schultheissen, ein grosser Theil der Unterthanen und die Schuljugend empfingen das junge Paar. An Reden und Bewillkommnungsgedichten fehlte es nicht; Kanonenschüsse und Flintensalven mischten sich mit dem Jubel des Volkes, und nichts lässt uns daran zweifeln, dass die Freude und Theilnahme der Bevölkerung an dem frohen Familienereigniss eine aufrichtige und wohlgemeinte war. Die Hochzeit war eine glanzvolle, und nachdem die ersten Festtage vorübergegangen, machte sich auch alsbald das segensreiche Walten der Gräfin bemerklich. — In seinen Neigungen für das Studium des Alterthums wurde der Graf von seinem Schwiegervater kräftig unterstützt, während seine junge Gemahlin, eine fein gebildete Dame, ihm diejenige geistige Anregung bot, welche nöthig war, um ihm den Aufenthalt in dem kleinen Erbach anziehend erscheinen zu lassen. Man hielt im Winter kleine Bälle, veranstaltete Festlichkeiten und Jagden und erbaute ein kleines Theater, in welchem öfter Vorstellungen stattfanden. Die Mitglieder der Gräflichen Familie wirkten bei diesen kleinen Unterhaltungen mit und die Gräfin war allerwärts die Triebfeder dieses geselligen Lebens. Abgesehen von diesen kleinen Zerstreuungen, widmete sich der Graf fortdauernd auf das regste seinen Alterthumsstudien. Er unterhielt eine lebhafte wissenschaftliche Correspondenz mit seinen auswärtigen Freunden, mit Reiffenstein, Lord und Lady Howard und Lord Montague. Aus dem Familienarchiv der Familie Howard erhielt er damals die Abschrift eines merkwürdigen Manuscripts über die letzten Augenblicke der

Maria Stuart, geschildert von einem Angehörigen der Familie Howard, welcher Augenzeuge der Hinrichtung war. Da das Original dieses Aktenstücks sich jedoch nunmehr im Britisch Museum befindet, haben wir keine Veranlassung den Inhalt der Copie zu wiederholen. Durch die Vermittelung des originellen Lord Montague scheint der Graf eine Anzahl der in seiner Sammlung enthaltenen ägyptischen Alterthümer erlangt zu haben. Nach jeder Richtung machte sich der Thätigkeitstrieb des strebsamen Mannes geltend und er genoss um jene Zeit eine Reihe von Jahren ungetrübten Glücks. Im Anfang des Jahres 1785, als ihm seine Gemahlin, welche ihm bereits fünf Töchter und einen Sohn geschenkt, ihm den zweiten Sohn geboren hatte, umwölkten die ersten ernsten Sorgen seine Stirn. Eine schwere Krankheit, von welcher sie nicht wieder aufstehen sollte, befiel damals die Gattin. Alle Kunst der Aerzte erwies sich als vergeblich, und am 15. Januar 1788, zwei Tage nach ihrem Tode, trug man die Jugendliebe des Grafen Franz zur Gruft.

Im Herbst desselben Jahres ging der Graf mit Charlotte Louise Polixene, geborene Gräfin von Warttemberg verwittwete Gräfin von Erbach-Fürstenau, eine zweite Ehe ein. Dieselbe blieb kinderlos, war aber darum eine nicht minder glückliche. Eine ungemein herzliche Zuneigung, von welcher namentlich die späteren Briefe aus Rom Zeugniss ablegen, verband den Grafen mit dieser seiner zweiten Gemahlin, die sich in liebevoller Weise seiner Kinder annahm und so recht die Seele seines Hauswesens geworden zu sein scheint. An allen seinen Freuden und wissenschaftlichen Neigungen nahm sie Theil, und die langen, oft mehrere Bogen umfassenden Beschreibungen, welche ihr der Graf von den einzelnen zu Rom aufgehäuften Schätzen der Kunst machte, zeugen dafür, dass sie in vollem Sinne des Wortes die Genossin seiner Arbeiten war.

Bald nach seiner zweiten Heirath, im November 1786, befiel Graf Franz eine schwere Krankheit, welche ihm seinen gesammten blonden Haarschmuck mit hinwegnahm. Als er sich wieder erholt hatte, meldete er diesen Verlust in einem humoristischen Schreiben einer Freundin nach Dürkheim. So originell wie die Meldung der Nachricht gehalten war, so originell war die Antwort. Einen ungeheuren Brief mit schwarzem Trauerrand

und einem kahlköpfigen Amor als Vignette erhielt er zurück, und folgendes launiges Gedicht beklagte sein Schicksal:

Leider ach! sind sie nicht mehr die starken, bräunlichen Haare,
Leider ist Franzens schön Zöpfchen dahin!
Klag' es, o Muse! im Hain und düster im Nachhall ertöne!
Franzens schön Zöpfchen und Hauptschmuck ist leider nicht mehr.

Auch ich, o Muse, die ich durch Freundschaft mit Franzen verbunden,
Jede seiner Seelenstimmungen von jeher empfand.
Auch ich umschleire die Harf, zum heiteren Gesang sonst gewöhnet,
Um nur zu singen dem Kahlkopf die Todten-Vigill.

Und was ist Hoffnung jetzt auch, von künftigem stärkerem Nachwuchs,
Mehr als nur flüchtiges Wähnen im Schmerze geträumt!
Nichts sind die keimenden Hälmchen als Hutfeld der stolzen Perrücke —
Saat für die lauschende Scheere des neuen Friseur's.

Klag' es drum Muse im Hain, — ihr Erpachs verwaiste Haar-Künstler!
Und ihr! — ihr Töchter des Landes, verhüllt das Gesicht!
Denn sie sind leider dahin, die stracken, die bräunlichen Haare,
Franzens schön Zöpfchen und Hauptschmuck ist leider nicht mehr.

Doch noch ein Wörtchen zum Trost Dir, tiefgebeugter Haarloser,
Wenn Dir die Nachtmütz am Abend den Kummer erneur't,
Hätte doch Simson wie Du Perrücke statt Haaren getragen,
Nie hätte ein Weib ihn zum Kurzweil und Sklaven gemacht.

Oder befürch'st Du am Tag Epitheten von Spöttern Elisa's?
Fordre Dein Volk auf, das längst schon Dich liebt und verehrt,
Forsche den Bürger im Staat vom Greis an bis hin zu dem Säugling.
Jeder ersetzt Dir mit Freude der Haare Verlust.

Jünglinge pflücken Dir Epheu, Lorbeer und Rosen die Mädchen,
Flechten Diademe und Kränze und bringen sie Dir,
Aber noch ernster sucht dann der mannbare Bürger die Eiche,
Reicht Dir die Krone, und ruhmvoll ist Kopf und Glatze bedeckt.

Ein Amor mit Perrücke, eine hoch erhobene Fahne in der rechten, Kamm und umkränzte Schlafmütze in der linken Hand, bildet die Schlussvignette des Gedichtes.

Doch nicht immer erheiterten derartige launige Episteln die Tage. Selbst das kleine von der Welt abgeschiedene Erbach scheint zuweilen von jenen beklagenswerthen Katastrophen nicht frei geblieben zu sein, wie sie in der Regel nur die Grossstädte und die tiefen Verstimmungen des Seelenlebens, welche in denselben zu Tage treten, hervorzurufen pflegen. Ein Zeugniss hierfür liefert ein Brief, der unter den vergilbten Papieren des Grafen aus jenem Zeitraum sich vorfindet. Niemand wird heute mehr die Räthsel lösen, die er enthält. Es wäre sogar für den Zweck dieses Buches gleichgültig, ob wir ihn wiederholen, oder ob wir ihn mit Schweigen übergehen würden. Jener für die Werther-Epoche bezeichnende Brief ist jedoch von einigem psychologischen Interesse und lässt uns einen tiefen Blick in das edle Gemüth eines unbekannten Unglücklichen thun, dem wir unsere Theilnahme nicht versagen können, und glauben wir ihn schon darum der Vergessenheit entreissen zu dürfen. Er lautet:

Lieber Amelang!

Wenn Du dieses erhaltest, bin ich nicht mehr. — Die Welt ist mir zu enge. Widerwärtigkeiten, die ich von Jugend auf zu ertragen hatte, und die ich mit zunehmenden Jahren immer lebhafter zu fühlen anfange, lassen mich den Tod als das glücklichste Ereigniss meines Lebens ansehen. Gott erbarme sich meiner!

Ich hoffe, Du wirst die Liebe haben und meine letzten Wünsche in Ausübung bringen. Du bist verschwiegen. Ich bitte Dich, in Michelstadt meinen Tod nicht bekannt machen zu wollen, sondern zu sagen, dass ich schleunig zum Regiment abgerufen sei, und Dich gebeten habe, meine Sachen nachzuschicken. Der Präceptor Haas hat die Werbegelder in Verwahrung, welche Du ihm abfordern wirst. Dem Regiment meldest Du meinen Tod. Die Gelder, welche in der

oberen Schublade meines Schreibpultes, wozu der Wirth den Schlüssel hat, liegen, bist Du so gütig nebst meinen Sachen mit beiliegendem Brief dem Capitain Bittner von unserem dritten Bataillon nach Breslau zu senden. Mein Wagen steht in Fürstenau, und meine Geschirre liegen bei dem Wirthe auf dem Boden. Kannst Du beides dem Grafen verkaufen, so soll es mir lieb sein; ach, meine arme, sehr arme Verwandtin ist Erbe aller meiner Habseligkeiten. Der Capitain Bittner weiss, wo alles hinkommt, ich wünschte daher, dass alle Sachen gut zu Rath gehalten würden. Du bist so gütig, mir meinen neuen Sattel, der in der Kammer hängt, nicht zu verschmähen; nimm ihn als ein Denkmal meiner Liebe für Dich, Du warst so liebreich und gut gegen mich, auch im letzten Augenblick denk ich noch daran. Meine Blumentöpfe erhält der Rath Gräf als Andenken. Grüss' ihn, den Hofrath Huth und Präceptor Haas tausendmal von mir; auch dem Grafen und der Gräfin empfiehl mich. Schulden habe ich meines Wissens keine in Michelstadt. Der Wirth erhält von Dir pro Januar neun Gulden für's Quartier ausgezahlt.

Das Geld, welches Du dem Capitain Bittner nach Breslau schickst, sei so gut entweder per Wechsel oder in Dukaten oder Friedrichsd'or hinzusenden. Der Unteroffizier Jäckel hat das Traktement etc. für die Unteroffiziere Doerr, Gerlich und Vogeley pro Januar. Fischer und Reitel sind auch schon befriedigt. Im Buch, welches in meinem Schreibpult liegt, ist die Rechnung gemacht. Sei so gut sie dem Regiment zu überschicken, welches weiter entscheiden wird; ich weiss Dir weiter nichts zu sagen.

Leb' glücklicher als ich, Zülich!

Meine Musikalien erhält der Präceptor Haas; mein Clavier übergiebst Du ihm; sollte ich noch etwas dafür bezahlen müssen, so entrichte es.

In meine Bücher und Karten sollen sich, wenn sie nicht fortgeschafft werden können, der Hofrath Huth und Präceptor Haas theilen. Auch der Wachtmeister Müller bekommt noch für's Werbehaus sechs Gulden, die Du so gütig bist von meinem Gelde abzuziehen.

Nachschrift:

Meine Aepfel und Nüsse in der Kammer erhalten die Kinder im Hause. Eine Schachtel von Spielsachen in der grossen, alleruntersten Schublade erhält das kleine Julchen, des Hofrath Huth

Tochter. Meine Betten, wenn es möglich ist sie nach Breslau transportiren zu lassen, bitte ich dahin zu besorgen, wo nicht, können sie ja verkauft werden. Lieber wäre es mir aber, wenn der Hauptmann Bittner sie in natura bekäme.

Der Präceptor Haas hat 596 fl. 12 kr. Werbegelder in Verwahrung, welches mit der Rechnung im Buch zutrifft.

Inscriptio

von Michelstadt.

An
den Königl. preussischen Lieutenant im
Regiment von Sonitz
Herrn von Amelang
Hochwohlgeboren
auf Werbung
zu
Werthheim.

R. 2. Reichelsheim.
frei.
recommandirt.

Die Anlage des Rittersaals.

In jener Epoche ungetrübter Ruhe, deren er sich während der ersten anderthalb Jahrzehnte seiner Regierung erfreute, begann Graf Franz mit der Gründung jener grossartigen Sammlungen, welche heute das Schloss zu Erbach beherbergt. Den Anfang machte der Rittersaal. Die Sammlung von Rüstungen und Waffen lag dem Grafen am nächsten. Einmal war er mit seinen Studien des classischen Alterthums noch nicht weit genug vorgeschritten, um seine Aufmerksamkeit ausschliesslich den Werken der römischen und griechischen Kunst zuwenden zu können, und dann war es ihm, da wo sich sein Wirkungskreis befand, am leichtesten die Kostbarkeiten des Mittelalters, die Schätze deutschen Fleisses und deutscher Kunst zu sammeln. Das Erbacher Schloss beherbergte eine wohlausgestattete Rüstkammer. Schon seit Jahrhunderten war ein erheblicher Besitz schöner Rüstungen und Waffen, der sich im Laufe der Zeit immer vermehrte, in den

Händen der Erbacher Grafenfamilie. Eine im Erbach'schen Archiv vorhandene Urkunde ergibt, dass schon Landgraf Georg von Hessen, der Sohn Philipps des Grossmüthigen, bei seiner Vermählung in Cassel und dem Ritterspiele, das bei jener Gelegenheit zur Ausführung kam, Harnische für Ross und Reiter in Erbach entlieh. Diese Rüstkammer, die zahlreiche Harnische und Trutzwaffen enthielt, konnte den Anfang einer Sammlung bilden. Käufe von seltenen und kostbaren Stücken, die der Graf niemals unterliess, wenn er einen Ausflug nach Frankfurt, Nürnberg oder Mannheim unternahm, vermehrten dieselbe. Viele Rüstungen erlangte er durch Tausch, indem er den Eigenthümern, passionirten Jägern, die auf die schwerfälligen Eisenpanzer keinen Werth legten, kostbare und seltene Gattungen von Wild dafür schickte, welche er in seinen Parks herangezogen hatte. Eine andere Anzahl Rüstungen und Waffen sind Ehrengaben benachbarter Fürsten und hoher, mit dem Hause Erbach verwandter, oder befreundeter fürstlicher und gräflicher Häuser.

Ungemein wurde Graf Franz bei Anlage dieses Theils der Sammlung durch die Zeitverhältnisse begünstigt. Gegen Ende des achtzehnten und bei Beginn des neunzehnten Jahrhunderts wurden vielfach die Zeughäuser der Reichsstädte geöffnet und ihr Inhalt an englische Sammler zu Schleuderpreisen weggegeben, um in die Schlösser und Villen der englischen Grossen zu wandern. Niemand hatte damals weder eine Ahnung von dem Werthe und der Bedeutung des deutschen Kunsthandwerks, noch von dem künstlerischen Werthe der Leistungen der trefflichen Waffenschmiede unseres Mittelalters. Es war eines der culturhistorischen Kennzeichen der Barbarei, mit welcher die alte Zeit im achtzehnten Jahrhundert abschloss und die neue im neunzehnten begann, dass man gerade diesen Zweig der Kunst mit einem Male so geringschätzend von sich warf. Graf Franz zog von dieser allgemeinen Unwissenheit und Missachtung mittelalterlicher Kunst nach Kräften seinen Nutzen. Zahlreiche Erwerbungen, welche er wohlfeilen Kaufs machte, stammen aus jener Epoche.*) In äusserst origineller Weise ordnete er diese nach und nach entstandene Samm-

*) In Nürnberg leistete namentlich Herr Magistrats-Rath Dietl dem Grafen hülfreiche Hand.

lung. Einer der grössten Säle des Erbacher Schlosses wurde nach Motiven, welche dem Strassburger Münster sowie den Domen zu Frankfurt und zu Speyer entnommen sind, zu einer imposanten, hochgewölbten Waffenhalle umgestaltet und die spitzen Bogen der Fenster zu beiden Seiten mit uralten Glasgemälden geschmückt, deren gedämpftes, buntfarbiges Licht über die glänzenden Harnische und Waffen seinen geheimnissvollen Schimmer verbreitet und den Beschauer in jene Zeit versetzt, wo deutsche Panzerreiter über die lachenden Fluren Italiens den Welschen nachsetzten, oder in jene spätere Epoche, wo der kühne Johann von Werth bis an die Thore von Paris mit seiner Reiterschaar vordrang.

Die Anordnung der Sammlung im Allgemeinen ist noch dieselbe, wie zur Zeit ihres Gründers. Eines und das andere wurde allerdings im Interesse der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit von dem gleich seinem Grossvater mit aller Liebe dem Studium des deutschen Mittelalters und griechischen Alterthums zugethanen Enkel und Nachfolger des Grafen Franz abgeändert. Namentlich wurde hierbei eine der hervorragendsten Autoritäten auf dem Gebiete der mittelalterlichen Forschung, Freiherr von Hefner-Alteneck, zu Rathe gezogen und mancher Irrthum an der Hand der heutigen wissenschaftlichen Forschung beseitigt. Dem ohngeachtet konnte sich Herr von Hefner-Alteneck, als er die einzelnen Gegenstände der Sammlung mit den Angaben des Katalogs verglich, der Bewunderung nicht enthalten, und bemerkte mit Rücksicht auf die in der grossen Mehrzahl der Fälle scharf zutreffende Classification dem Enkel: „Ihr Grossvater war vor nahezu hundert Jahren bereits da angekommen, wo wir heute stehen.“

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die Gegenstände, welche der Rittersaal in sich vereinigt. Wir benutzen hierzu die neuesten Ermittelungen S. Erlaucht des regierenden Herrn Grafen Eberhard zu Erbach-Erbach, bei welchen, wie bemerkt, Freiherr von Hefner-Alteneck zu Rathe gezogen wurde. Diese Classification des Enkels ist vor allem dadurch wesentlich von der alten unterschieden, dass Graf Eberhard im Gegensatz zu Graf Franz bei den Rüstungen weit mehr als auf die Namen der Träger Werth auf die Epoche legt, aus welcher die Rüstungen stammen. Die Zeit der Fertigung der Rüstung kommt für ihn in erster Linie in Betracht; stimmten die Kennzeichen der Rüstungen nicht

mit denjenigen gleichzeitiger Schöpfungen überein, so wurde die angebliche Person des Trägers, wie dieses beispielsweise bei der Rüstung, welche noch vor kaum fünfzehn Jahren als diejenige Eppelins von Gailingen galt, geschah, erbarmungslos aufgegeben. Durch diese kritische Sichtung konnte die Erbacher Sammlung selbstverständlich nur an wissenschaftlichem Werthe gewinnen, und mit um so grösserem Vertrauen kann man das, was sie bietet, für die Beurtheilung des Mittelalters verwerthen.

Leider theilt der Rittersaal mit anderen Sammlungen dieser Gattung, im Vergleich zu dem beträchtliche frühere Schätze bietenden Arsenal und Belvedere des „edlen Ritters“ in Wien, den Mangel, dass die Mehrzahl der Gegenstände dem XVI. Jahrhundert entstammen, dennoch aber ist diese Sammlung hinsichtlich der Arten der Waffen so reich und mannigfaltig, dass der Rittersaal von jedem Hauptgenre der Waffenschmiedkunst ein Product aufweisen kann.

Die Rüstungen sind 38 an der Zahl, wovon sechs zu Pferde. Wenden wir uns zunächst zu diesen. Zwei derselben weisen durch Geschmack und Kunstfertigkeit hervorragende Ensembles auf, während bei vier die eigentliche künstlerische Aufgabe in den Hintergrund tritt. Durch ihre Bequemlichkeit und Geschmeidigkeit übertreffen sie jedoch sämmtlich die mit dem XV. Jahrhundert aufgekommenen Plattenrüstungen und nähern sich durch die Hohlkehlen und Platten für Brust und Rücken jenen kunstvollen Erzeugnissen der Waffenschmiedstechnik, welche die Mitte des XVI. Jahrhunderts aufweist.

Das Prachtstück des Saales bildet eine Rüstung, welche die Sammlung dem Wohlwollen des verewigten Grossherzogs von Sachsen-Weimar verdankt. Es ist die complette Reiterrüstung des Herzog Johann Ernst zu Sachsen. „Diese aus der Wartburg entnommene herrliche Stahlprunkrüstung“, heisst es in dem von Sr. Erlaucht dem regierenden Grafen Eberhard 1876 vollendeten Kataloge, „darf als ein Meisterwerk der Aetzmalerei betrachtet werden, die sich über den gesammten Harnisch des Herzogs und seines Rosses in einem wahren Reichthum ausdehnt. Guirlanden, Arabesken, Allegorien in reinem Renaissance-Style verbreiten sich auf das Geschmackvollste. „Ich trau auf Gott von ganzem Herzen“, lautet der getriebene Wahlspruch!“

„Eine reiche Kriegsrüstung aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts besteht aus blauem, geätztem Stahle mit in Gold nachgeholten Cannelirungen; auch der ächte Lederkoller des Pferdes ist überarbeitet. Sie gilt für eine Kaiserrüstung*)."

Aus dem XV. Jahrhundert stammt die Reiterrüstung des Ritters von Künsberg, welche die alte fränkische Familie dieses Namens der gräflichen Familie vermachte.

Ererbt ist die dem Schenken Erasmus zu Erbach zuerkannte complette Reiterrüstung. Sie mag etwa im Jahr 1500 entstanden sein. Fürst Leiningen vermachte seinem Schwiegersohne eine cannelirte, sogenannte Mailänder Stahlrüstung, welche einem seiner Ahnherren, den durch ihre zahlreichen Fehden im Rheinland bekannten Grafen von Leiningen, gehörte. Die sechste Reiterrüstung ist diejenige des Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern. Der freundliche Schenker war der regierende Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

Ganze Rüstungen zu Fuss sind vierzehn vorhanden. „Mit wenigen Ausnahmen gehören sie dem XVI. Jahrhundert an und tragen, gleich den Reiterrüstungen, die Gelenkigkeit der Werke jener Periode zur Schau. Wie in den Geistern in jener classischen Epoche neues Leben pulsirte, so bemächtigte sich dieses frische Leben auch aller Zweige der Kunst, und vom Anfang des Jahrhunderts an bedient man sich der Tauschir-Arbeit, Gravirung, Vergoldung, Aetzmalerei und der Punzirungen zur Ornamentirung der Harnische. Sämmtliche Fertigkeiten finden im Rittersaale ihre Vertretung."

Von dem florentinischen Geschlechte der Strozzi, in deren Hause — wie bereits bemerkt wurde — Graf Franz verkehrte, datirt die gebläute Stahlrüstung des Marschalls aus dieser Familie. Sie entstand in der Blüthezeit italienischer Kunst und ist in cannelirte und platte Streifen eingetheilt; die goldenen Ornamente der letzteren gelten als eingeschlagene Arbeit. Der reiche werthvolle Schild enthält auf blauem Grunde goldene Guirlanden und Embleme.

*) Man muss hier die Bescheidenheit des Besitzers der Sammlung anerkennen, der sich jeder gewagten Behauptung oder Vermuthung enthält und von diesem, vielfach als die Rüstung Kaiser Friedrich III. bezeichneten Werk einfach bemerkt, dasselbe „gelte für eine Kaiserrüstung."

Die einfache schwarze Eisen-Rüstung aus dem Ende des XV. Jahrhunderts gehörte dem hingerichteten Raubritter Conrad von Schott.

Ein vor einem vergoldeten Heiland am Kreuze knieender Rittersmann wird auf der Brust der nächsten blanken Stahlrüstung erblickt. Sie stammt aus der Ambraser Sammlung und ist ein Erzeugniss der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Ihr Besitzer war Conrad von Bömmelberg, der „kleine Hesse" genannt, einst ein berühmter Befehlshaber der kaiserlichen Landsknechte.

Von der Reichsstadt Nürnberg wurde die nebenan stehende, vormals in Neumarkt befindliche Stahlrüstung bezogen. Sie gehört etwa dem Jahr 1550 an. Irrthümlich galt sie lange Zeit als die Rüstung Eppelin's von Gailingen, der 1364 enthauptet wurde.

Eine blau cannelirte Stahlrüstung, welche zunächst steht, ist ein Geschenk des Schwiegervaters des Grafen Franz und war ehedem Eigenthum eines Grafen von Leiningen.

Den gleichen Charakter tragen die beiden folgenden feinen Stahlrüstungen. Die erstere, dem Nürnberger Arsenal entstammend, wird Kaiser Maximilian, dem Patron der Mailänder Waffenschmiedkunst, zugeschrieben. Die zweite wurde von der Garderobe in Florenz erstanden und galt dort als eine Burgundische.

Bekanntlich zeigen die Mailänder Rüstungen kurz vor dem XVI. Jahrhundert zum ersten Male Cannelirungen. In gleicher Weise wurden sie in Nürnberg, Augsburg, München, Landshut und Innsbruck gefertigt. Sie sollten Kugelharnische sein, die Cannelirungen Schutz gegen die Feuerwaffe bieten. Gegen 1550 kamen diese Rüstungen jedoch bereits wieder in Abnahme.

Einen weiteren Kauf machte man von dem Nürnberger Zeughaus in der mit schuppenförmigen Platten versehenen blanken Stahlrüstung ohne Fussbekleidung, welche dem König Gustav Adolph zuerkannt wird.

Aus dem XVII. Jahrhundert stammt die zur Hälfte cannelirte, zur Hälfte reich geätzte Stahlrüstung aus Eger; Albrecht von Waldstein soll sie getragen haben!

Die dem Arsenal in Nürnberg entstammende Rüstung mit blanken Stahlstreifen ohne Fussbekleidung wurde dort als

die Rüstung des Markgrafen Alcibiades von Brandenburg bezeichnet.

Der Graf von Sickingen machte aus seinem Elsässer Archive die Mailänder Stahlrüstung seines berühmten Ahnherrn dem Grafen Franz zum Geschenk.

Aus Ulm stammt die Rüstung Georgs von Waldburg, aus Heilbronn diejenige von Götz von Berlichingen.

„Als feinstes, elegantestes Ensemble muss die Rüstung Herzog Albrecht V. von Bayern gelten. Auf diesem herrlichen Kunstpanzer in blankem Stahl thront die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde in Aetzarbeit auf der Brust. Den Hinterharnisch schmücken, gleichfalls in Aetzmalerei, die Apostelfürsten Petrus und Paulus. Um die ganze Rüstung läuft ein elegant geätzter Saum von Laubwerk in prägnantestem Renaissancestyle."

Halbrüstungen, die meistens bis auf die Fussbekleidung complettirt erscheinen, sind 18 vorhanden. Sie zieren die Waffengestelle des Saales. Die merkwürdigste derselben ist diejenige des Markgrafen von Marignano. Die in Eisen getriebene Arbeit ist vergoldet, desgleichen Medusenhaupt und Bouquets. Die ergänzte Rüstung wurde, wie viele andere, aus der Garderobe von Florenz erstanden.

In grosser Zahl sind seltene und kostbare Einzelwaffen vorhanden. Ein blanker Stahlschild, dessen vergoldete und stählerne Felder abwechseln und welcher durch reiche Aetzarbeit verziert ist, darf als ein Product feinen italienischen Geschmacks aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts ausgegeben werden.

Ein grosser Zweihänder (vulgo Doppelhaken) entstammt der Periode von 1450—1600. Seine groteske Gestalt imponirt noch mehr, wenn man sich vergegenwärtigt, dass er blank auf der Schulter getragen und mit beiden Händen geschwungen wurde. Er führt, wie alle in dem Saale vorhandenen Waffen dieses Genres, eine sogenannte „geschlachte" Klinge. Hellebarden sind zahlreich vorhanden. Zwei seltene Degen mit in Eisen geschnittenem Stichblatt und Glocke erregen leicht die Aufmerksamkeit. Die Klinge ist eine der berühmten vierschneidigen Solinger. Es sind jene Stossdegen, wie sie die „Helden" der Bartholomäusnacht führten. Kostbare Dolche weist die Sammlung mehrere auf.

Eine der grössten Seltenheiten der Sammlung ist ein wahr-

scheinlich in München oder Augsburg seiner Zeit gefertigter Schild. Dieses in einfach reinem Renaissance-Style gehaltene Kunstwerk vergegenwärtigt in erhabenen und vergoldeten Gruppen eine Reihe von Scenen aus der Ilias.

Acht Schwerter repräsentiren die verschiedenen Formen vom 16. Jahrhundert bis zum 30jährigen Kriege. Eines derselben besitzt einen prachtvollen in Eisen getriebenen Griff. Die 42 im Erbacher Festsaale vorhandenen Schwerter würden demselben vor anderen Sammlungen, deren Waffen auch in dieser Beziehung nicht hinter das XVI. Jahrhundert zurückreichen, keinen Vorzug verleihen, wenn nicht ein eisernes Schwert in die Zeit der Kreuzzüge zurückführte. Das Schwert wurde 1790 bei St. Agatha die Gothi im Principato von Neapel gefunden. Es galt Anfangs für ein römisches Alterthum, bis Herr von Hefner, welcher dieser merkwürdigen Waffe eine besondere Abbildung in seinem „Trachtenbuche“ widmete, dieselbe wegen des starken Knopfes, der langen Parirstange und der kreuzförmigen Gestalt als eine Waffe des elften Jahrhunderts erkannte.

Degen in höchst künstlerischem Eisenschnitt, desgleichen Dolche und Scharfrichterschwerter sind zahlreich vorhanden. Vor allen beansprucht aber eines der Prachtstücke der Sammlung unsere Aufmerksamkeit. Es ist dieses der Sattel des Grafen Joachim von Ortenburg, ein Vermächtniss des Nachfolgers dieses Ritters, des regierenden Grafen Johann von Ortenburg, an den Erbauer des Rittersaales, seinen Schwiegervater. Vorder- und Hinter beschläge des Sattels sind mit Eisenplatten belegt, auf denen Schlachtgruppen von bewährter Meisterhand getrieben sind. Das Werk rührt muthmasslich von einem der grösseren Augsburger oder Münchener Meister aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts her.

Dem Pariser Zeughause entstammt ein breites, elegant mit Figuren und Arabesken geätztes Hoheitsschwert, welches bei der Enthauptung des Marschalls Biron vorausgetragen wurde. Es ist ein Geschenk des Herzogs Carl von Zweibrücken.

Unter all' den vielen Offensiv- und Defensiv-Waffen, welche der Rittersaal beherbergt, erwähnen wir noch einen mehr durch die Kunstfertigkeit als durch die Wahl des Gegenstandes sich auszeichnenden Eisenschnitt an einem mit zwei Hahnen

versehenen Steinflintenschloss. Das Werk rührt aus der verderbten Epoche des zu Ende gehenden Mittelalters her, wo man — wie man früher die Waffen mit Heiligenbildern schmückte — nunmehr unzüchtige Motive zur Verzierung sich auswählte. Das Schloss stammt aus Paris und soll einem Könige aus dem Hause Valois, Heinrich III., welchem die Geschichte den wenig schmeichelhaften Beinamen „Roi des Ribots“ verliehen, gehört haben.

Ein prachtvolles Kunstwerk der Schlosserarbeit, ein Truhenschloss, gehört noch zu den Seltenheiten des Rittersaales. Durch Eisenschnitt, in getriebener und durchbrochener Arbeit, ist ein altdeutsches Kapellchen dargestellt, in dessen Mittelpunkt man das „Agnus Dei“ erkennt. Rechts und links thronen unter Baldachinen Moses und Johannes. Die dem Kunstwerk die hohe Weihe verleihenden geheimnissvollen Filigranen sind mehrfach in verschieden gehaltenen durchbrochenen Gallerien über einander angebracht und enthalten die reichsten künstlerischen Motive.

Auch an den soliden Thürconstructionen der Renaissance erkennt man die Erzeugnisse der Schlosserkunst aus den Zeiten soliden deutschen Handwerks. Viele derselben wurden durch den Enkel des Gründers der Sammlung, der sich überhaupt um ihre stylistische Einheit nicht minder wie um ihre kritische Ordnung und Sichtung verdient machte, erworben. Der gesammte Eindruck der Sammlung ist ein ebenso harmonischer wie mächtiger, und allerwärts fühlt man die liebevolle Pietät, mit welcher dieselbe bereits seit Decennien gepflegt wird.

Die zweite italienische Reise.

Während der Rittersaal voranschritt, begann Graf Franz auch Ausgrabungen auf dem Gebiete der Grafschaft. Hülfreiche Hand hierbei leistete ihm der ungemein ortskundige junge Revierförster Louis zu Eulbach. Manches Bad, mancher Legionstein wurde zu Tage gefördert, aber es waren unbeholfene Arbeiten,

welche die römischen Colonisten unter dem rauhen Himmel des unwirthlichen Germaniens schufen, und beim Anblick dieser schwerfälligen Werke ergriff den Grafen mit einem Male eine unstillbare Sehnsucht nach jenen edlen künstlerischen Gebilden Italiens, die, wie sich der parische und panthelische Marmor, aus welchem sie geschaffen, nicht vergleichen liess mit den rauhen Sandsteinen des Odenwalds, auch gegenüber den unbeholfenen Funden, welche man im Erbacher Lande machte, die höchste Entwickelung antiker Kunst, die Urbilder künstlerisch reiner Schönheit darstellten. Um Weihnachten 1790 reiste Graf Franz in Begleitung des jovialen Louis nach Italien ab. Er wollte nicht nur von Neuem die Werke italienischer Kunst studiren, sondern auch Ausgrabungen vornehmen, Erwerbungen machen, Alterthümer gegen Doubletten seiner eigenen Sammlung eintauschen und in systematischer Reihe seine Sammlung derart vervollständigen, dass dieselbe wenigstens von jeder Gattung antiker Kunst einige der Hauptvertreter in sich vereinigen sollte.

Einen längeren Aufenthalt nahm der Graf auf der Hinreise in Florenz. Alles, was er das erste Mal nur unvollkommen gesehen und beurtheilt hatte, wollte er diesesmal einem eingehenden Studium unterwerfen: die Gallerie Medici, die Garderobe, die Reiterstatue des berühmten Kosmos von Medici, diese und die anderen Kunstwerke alle. „Gott, wie ist sie schön!“ ruft er staunend und begeistert vor der Venus von Medici aus. „Wenn man sie sieht, hat man die Freude an der reinen Schönheit, ohne die mindeste Regung der Sinnlichkeit. Man möchte nur immer mit der Hand die verschiedenen Theile dieses göttlichen Marmors berühren. Diese Venus, wie eine andere von Titian in derselben Gallerie, hat nur leider einen Hauptfehler, den nämlich, dass sie niemals in eine Sammlung wandern wird.“ Begeistert schreibt Graf Franz über alle die Kunstwerke der Bildhauerei, welche in der Residenz der Medicäer aufgehäuft sind: Amor und Psyche, Ganymed, das schlafende Kind, die Werke Titians und alle die Kostbarkeiten, welche die Gallerien und Sammlungen der Medicäer bergen. Ende Januar reiste er von Florenz ab und kam am 30. Januar an dem ersehnten Ziel seiner Reise, in Rom, an.

Eine russische Prinzessin hatte gerade seinen alten Freund

Reiffenstein in Beschlag genommen und der Graf musste sich daher einige Zeit gedulden. Er benutzte diese unfreiwillige Musse, um den verschiedenen Eminenzen, welche er von früher kannte, oder an welche er Empfehlungen hatte, seine Aufwartung zu machen. Er wohnte ebenso den kirchlichen Ceremonien bei, zu welchen sich gerade Gelegenheit bot.

„In der sixtinischen Kapelle", schreibt er seiner Gemahlin, „sah ich den Papst in seinem ganzen Pomp, umgeben von dem heiligen Collegium und der gesammten römischen Prälatur. Seine Heiligkeit vertheilte geweihte Kerzen. Ich lachte über die Thorheit und verliess mich auf meine Philosophie; ich dachte nicht daran, dass böse Beispiele gute Sitten verderben und dass ich im Begriff war ein Heuchler zu werden. Ich bin es in der That geworden, und die Sache ging in folgender Weise zu. Ich hatte einen sehr günstigen Platz, ganz nahe bei dem Cardinal-Protector von Deutschland. Da erschien der Ceremonienmeister und forderte mich auf, dem Beispiel der Anderen zu folgen und den Segen sowie eine geweihte Kerze aus der Hand des Sohnes Gottes zu empfangen. Was war zu machen? In der Nähe stand ein General-Lieutenant ihrer britannischen Majestät, ich bat ihn, auf meinen Hut und Degen, den ich ablegen musste, Acht zu geben, und als die Reihe an mich kam, nahm ich eine gottergebene, fromme Miene an und ging nach der Estrade, auf welcher der Gesandte Gottes Platz genommen hatte. Ich beugte das Knie, seine Heiligkeit reichte mir eine Wachsfackel und segnete mich. Wenn ich wieder nach Hause komme, werde ich die Fackel dem Prälaten von Amorbach schenken, er kann vielleicht Wunder damit thun. Man hätte mich nur sehen sollen, ich habe mich wohl nie würdevoller ausgenommen, als ich vor allen Ministern des lieben Herrgotts stand, die in Rom ihre Residenz aufgeschlagen haben. Was würden sie gesagt haben, wenn sie gewusst hätten, dass ich niemals meinen lutherischen Glauben gewechselt habe!"

Endlich reiste die russische Fürstin ab, und Graf Franz hatte seinen Freund Reiffenstein zur alleinigen Verfügung. Sie suchten gemeinschaftlich den Abbé Visconti, den Director der capitolinischen Museen, auf, und mit beiden Autoritäten auf dem Gebiete der Alterthumskunde unternahm er nun seine Wanderungen in den Museen und in die Magazine der Antiquitätenhändler. Viele

Dinge, welche der Aufmerksamkeit von mehr als siebenzehn Alterthumshändlern und selbst dem feinen Kennerauge Reiffenstein's entgangen waren, entdeckte sein durch die in der Heimath gemachten Erfahrungen geübter Blick, und um verhältnissmässig geringen Preis wusste er sie zu erstehen. Mit wahrer Begeisterung vertiefte er sich in das Studium des classischen Alterthums, und jeder Tag bot ihm neue geistige Genüsse. Am 13. Februar schreibt der Graf:

„Heute Morgen habe ich den Tod Caesars gelesen und mit neuer Bewegung. Nachdem ich meine Lecture beendigt, liess ich mich nach dem Palast Spada fahren, um die berühmte Statue des Pompejus zu sehen, dieselbe, welche ehedem in der Curie stand und unter welcher Caesar auf dem Capitol seine grosse Laufbahn beendigte. Ich kann Euch nicht sagen, was ich empfand, als ich diese Statue sah. Casca, Brutus und die Anderen und vor allem der grosse Mann, den sie ermordeten, sie standen alle vor meinem Auge. Sie wüthend und wild — Er — wie er sich wehrte, wie er fiel und wie er seinen letzten Seufzer unter der Statue aushauchte. Oh, wie ist man glücklich, wenn man zu Rom lebt; hier muss man die Geschichte lesen, aber man muss auch ein wenig Enthusiast sein, um die Freude voll und ganz geniessen zu können.“

„Gestern sah ich auch Papst Pius VI. wieder“, schreibt der Graf weiter. „Es war in der Kirche St. Peter, wohin sich der Papst begab, um der Statue des heiligen Petrus den Fuss zu küssen. Ich sah ihn, wie er ein inbrünstiges Gebet verrichtete und dann den mit Grünspan bedeckten Fuss küsste. Dann betete er abermals und bezeugte dem heiligen Petrus nochmals seine Verehrung. Der ehrwürdige Greis that mir in dieser Stellung leid; der Papst Pius ist noch älter wie Cardinal Hrzan, der mich bei ihm einführte. Endlich ging er. Ich machte es ebenso. Als ich hinausging, sah ich seine Equipage, die ihn erwartete, um ihn spazieren zu fahren. Sie ist nicht elegant und in roth und braun gemalt, ist aber nicht gefirnisst. Sie ist mit carmoisinrothem Sammet ausgeschlagen, mit Ausnahme des mit grünen Maroquinpolstern bedeckten, für den dienstthuenden Kämmerer bestimmten Rücksitzes. Vier Reitknechte auf hässlichen Pferden reiten immer auf den Spazierfahrten dem heiligen Vater voraus. Ihr seht, diese

Equipage ist sehr interessant, wie es der heilige Vater für alle diejenigen sein soll, die gleich ihm guten Herzens sind und Künste und Alterthümer lieben." „Meine liebe bonne amie", schreibt der Graf an eine Dame in Erbach, „ich möchte Ihnen gerne all' das Freundschaftliche, was ich für Sie fühle, daher schreiben, wenn ich aber anfange, dann würde mir's leid thun, ohne ganz ausgekramt zu haben, abbrechen zu müssen, und um all' dieses Schöne sagen zu können, müsste ich weisses Papier haben, also kurz gepackt, ich habe Ihnen recht lieb, wünsch' Ihnen alles Wohl und bitte mich nicht zu vergessen. An die liebe junge Herrschaft viele herzliche Empfehlungen. Küssen Sie alle für mich, auch Herrn Regierungsrath Schweikert. Weilen Sie's das vorige Mal so gut ausgericht', so geb ich Ihnen diesmal wieder Erlaubniss dazu, aber dass Sie den Auftrag nicht zu oft ausrichten, sonst giebt's Herausforderung, wenn ich lebendig zurückkomme. Herrn Hauptmann Wiebel versichern Sie meiner ewigen Treue. Der Kiessling meinen schönen Gruss. Adieu, liebe bonne amie!"

Die Briefe des Grafen an seine Gemahlin, die aus der Zeit seines zweiten Aufenthalts in Rom herrühren, sind angefüllt mit detaillirten Beschreibungen der einzelnen Kunstwerke, welche er gesehen. „Ich bin ganz todt, todt von Kunststudium", beginnt ein solches Schreiben, „denn wenn man die 637 Gemälde der Gallerie Borghese durchgemustert hat, weiss man nicht mehr, wo einem der Kopf steht." Weit mehr noch wie bei seinem ersten Aufenthalt zu Rom widmete er sich dem Studium der Kostbarkeiten der römischen Hauptstadt und nur um seiner künstlerischen Pläne Willen frequentirte er die grosse Gesellschaft. Mit Hülfe Reiffensteins, des Abbé Visconti und des Cardinals Borgia, welche der geistvollen und verbindlichen Persönlichkeit des eifrigen Sammlers gerne entgegenkamen, gelang ihm dieses in hohem Maasse. Sowohl in Rom, wie in Neapel, wohin er sich am 1. Mai begab und wo er sich bis Anfang Juni 1791 aufhielt, machte er zahlreiche Erwerbungen. Allerwärts, wo Alterthümer angesammelt, oder ausgegraben wurden — in Tivoli, Herculanum und Pompeji — war der Graf gegenwärtig und er wusste mit Hülfe der ihm befreundeten wissenschaftlichen Notabilitäten bei seinem diesmaligen Aufenthalt in Italien Schätze zu entführen, wie sie zu jener Zeit nur höchst selten nach Deutschland gelangten und wie sie heute nur

die bedeutendsten Museen beherbergen. Ende Juni reiste der Graf nach Deutschland zurück. Staunend sah man die kostbaren Statuen, Büsten und Hermen, welche der Kunstmäcen in Italien erworben.

Reiffenstein.

Nach Erbach zurückgekehrt, widmete der Graf seine ganze Aufmerksamkeit den Ergebnissen seiner Reise nach Italien. Er blieb dabei in regem Verkehr mit Abbé Visconti und Reiffenstein, durch deren gütige Vermittelung er noch nach Jahren Kostbarkeiten bezog, welche die Ausgrabungen in Tivoli wie in Herculanum und Pompeji zu Tage förderten. Reiffenstein ist der von ihm selbstverfasste grosse prächtige Katalog seiner Sammlungen gewidmet und folgendes Gedicht geht dem Werke voraus!

Dem edlen Manne, der am Tiberstrom
Ein weiser Deutscher ist, im alten Rom
Bewandert wie im Vaterland,
Und an der Muse Brust berauscht
Die Kunst des Alterthums, wenn sie sich Kränze windet,
In ihrer Werkstatt selbst belauscht,
Der menschenfreundlich Kunsttalente
Zur Ehre ferner Nachwelt nützt,
Und, wenn sich Glück von ihnen trennte,
Sie grossmuthvoll durch Wohlthun unterstützt;
Ihm, seiner Freunde warmen Freund,
Dem Vater seiner Nation,
Der unverhüllt dem deutschen Sohn,
Der sich zu ihm voll Wissbegierde kehret,
In biederem Ton Geschmack und Wahrheit lehret,
Und was er lehret nie bereut,
Dem widm' ich diese Kleinigkeit.
Freund, nimm sie an; Du bist der Ehrenvolle,
Du würdiger Mann, Du bist's, mein Reiffenstein.

Auf Deine Freundschaft stolz zu sein,
Schriebst Du auch mich in ihre Rolle
Einst unter Deine Freunde ein.
Auch liessest Du oft mit Entzücken
Mich in der Künste Vorhof blicken,
Und, was ich habe, ist's nicht Dein?
Mein wärmster Dank — o nimm ihn, nimm ihn hin,
Den kleinsten Theil von dem, was ich Dir schuldig bin.
Mein Herz in grenzenlosem Streben,
Empfindungsvoll Dir diesen Dank zu weih'n,
Dir öffentlich Beweis davon zu geben,
Wünscht Deine Tugenden in langen Reih'n
Der späten Nachwelt vorzusingen;
Dass einst von Vätern, die Dich hier gekannt,
Die Enkel für die Kunst entbrannt,
Noch Deinem Werthe Opfer bringen.

Die Sachkenntniss von Reiffenstein und diejenige seines anderen nicht minder warmen Freundes, des Italieners Abbé Visconti, standen dem Grafen auch bei Ausarbeitung des Catalogs zur Seite. Auf die Aufzeichnungen des Grafen und die Mittheilungen und Gutachten der beiden erwähnten hervorragenden Alterthumskenner ist das gegründet, was wir in kurzem Ueberblick über die von Graf Franz angelegte Sammlung von Werken antiker Kunst hier folgen lassen.

Die Antikensammlung im gräflichen Schlosse zu Erbach.

Die ganze Wärme antiker Kunst umgibt uns, wenn wir in dem Schlosse zu Erbach in jenes Zimmer treten, dessen Wand- und Deckenmalerei, Gesimse und Thürverzierungen der Villa Hadriani in Florenz nachgebildet sind. In dem Hadrianischen Zimmer begegnen wir allerwärts den Zeugen des fein geläuterten Geschmacks des alten Roms. Der imposanteste Gegenstand,

welchen das Zimmer beherbergt, ist die über lebensgrosse Statue Hadrians, in dem Momente aufgefasst, wo der in Kriegsrüstung dargestellte Kaiser eine Anrede an seine Legionen zu halten im Begriffe ist. Die Statue wurde in Tivoli gefunden und rührt jedenfalls von einem bedeutenden, leider unbekannt gebliebenen antiken Meister her. Der Kopf ist jugendlich und gibt das Bild Hadrians aus einer Zeit wieder, wo Schwelgen seine Gesichtszüge noch nicht entstellt hatte, und wo (wie dieses bei vielen Büsten Hadrians ersichtlich ist) sein dichtes und lockiges Haar, mehr aber noch sein starker Bart ihn noch weit weniger verunstalteten. Gewand und Lorica sind in richtigem Verhältniss und reich gearbeitet. Die Statue ist, wie dieses in Italien üblich, restaurirt. Beine und Arme sind neu, aber untadelhaft gearbeitet. Die letzte Ueberarbeitung rührt von der Meisterhand des mit dem Grafen befreundeten Bildhauers Trippel in Rom her und die Ergänzungen sind in der Charakteristik der Muskulatur und technischen Ausführung völlig dem antiken Werke angepasst.

Graf Franz stellt in seinem Cataloge eine sein gesammtes Denken und Fühlen bezeichnende Untersuchung darüber an, ob Hadrian, dessen Tyrannei und Genusssucht ihn verächtlich machten, eigentlich eine Statue verdient habe, ausser etwa bei seinen Schmeichlern. Er wägt ab zwischen seinen Lastern nnd seinen Tugenden, hält ersteren das gegenüber, was er als Wiederhersteller der Künste geleistet, und ruft: „Dein Herz und deinen Charakter, Hadrian, verachte ich; Dank aber, ewiger Dank sei dir für dein Tibur, das uns noch in seinen Ruinen mit der Pracht Griechenlands und Aegyptens durch die Gebäude, welche du dort nachahmen liessest, bekannt macht. Dank dir für die unzähligen Meisterstücke der Sculptur, die einst dein Landhaus schmückten.“

Das Hadrianische Zimmer umfasst gegenwärtig zwei Statuen, sieben Büsten und sieben Hermen. Als ein künstlerisch bedeutsames Werk, das nur ein Meister ersten Ranges dargestellt haben kann, erscheint auch die Kinderstatue des Merkur, „denn“ — sagt Graf Franz — „ein genialer Geist und hohe Kunst mussten sich bei einem Bildhauer vereinigen, der so geschickt, wie es hier der Fall ist, die ungezwungenen und unschuldigen Geberden eines Kindes mit der Verschmitztheit und Schlauheit zu vereinigen wusste, die in den Zügen des Kleinen sich ausspricht. So musste

allerdings jener Gott in seiner Jugend aussehen, der dazu bestimmt war, Räuber, Diebe und Kaufleute zu beschützen und dem das Amt übertragen war, Bote des Olymps und der Hölle zugleich zu sein."

„Ich wage vielleicht noch mehr", bemerkt Graf Franz, „wenn ich sage, dass diese kleine, nur sechs Schuh zwei Zoll (Pariser Mass) hohe Statue in ihrem Fache unter die Werke der classischen Kunst gehöre, obwohl sie ebensowenig wie andere Kunstwerke des classischen Alterthums fehlerfrei ist. Liebhaber und Kenner werden mir diese Meinung um der Wahrheit Willen verzeihen, welche ihren Betrachtungen gewiss nicht entgangen ist, dass nämlich die Zahl der Kinderstatuen aus dem Alterthum sehr klein, die der guten aber noch viel kleiner ist. — Warum aber die Alten die Schönheiten gut gewachsener Kinder seltener sich zum Muster gewählt als diejenigen erwachsener Personen, oder ob die jugendlichen Formen der Kinder dem Ideal, das meist bei allen Statuen zu Grunde lag, weniger entsprachen, das sind Fragen, welche ich nicht entscheiden will."

Eine weitere Perle der Sammlung ist die Büste Alexanders des Grossen. Nach dem Urtheil der Kunstverständigen weisen weder Italien noch Deutschland eine schönere auf. Bekanntlich sind nur sehr wenig gute Bildnisse des grossen Eroberers vorhanden. Diejenigen, welche wir besitzen, rühren nur von den grössten Meistern her, oder sie sind Nachbildungen von Werken derselben. Alexander selbst hatte es verboten, ihn ohne seinen Befehl abzubilden. Nur Appelles malte ihn, Pyrgoteles arbeitete sein Bild in Stein und Lysipp und Polyclet gossen seine Statue. Man glaubt daher in dem in der Erbach'schen Sammlung enthaltenen Alexanderkopf, dessen wunderbare Hoheit sofort in die Augen fällt, ein ächtes Werk der Antike erkennen zu dürfen. Der Kopf wurde 1791 während des Aufenthalts des Grafen Franz zu Rom in den Trümmern von Tibur aufgefunden. Der Graf, der bei den Ausgrabungen, soweit es seine Zeit nur irgend gestattete, zugegen war, kaufte den Kopf sofort, ehe er nur einmal gesäubert worden war. In dem Bruch stack noch ein verrostetes Stück Eisen. Der Graf vermuthete daher, dass Hadrian den Kopf einst zur Zeit seines Aufenthalts in Griechenland vom Rumpf einer Statue habe abtrennen lassen ihn und mit nach

seiner Villa genommen habe. Sicher entstammt er nicht dem Zeitalter des Hadrian, und man wird mit Graf Franz darin übereinstimmen, dass kein Kennzeichen vorhanden ist, welches ihm den Vorzug ein ächt griechisches Kunstwerk zu sein streitig machen könnte. Der ganze Kopf ist ächt und frei von jeder Restauration.

„Das Alterthum", sagt Graf Franz, „hat uns mehrere Monumente Alexanders aufgehoben, worunter freilich manche sind, die den Meissel des Pyrgoteles nicht verrathen. Schade nur, dass die Alexander umgebende Schmeichelei seine wahren Gesichtszüge dem Ideal zum Opfer brachte, so dass wir uns über seine wirkliche Gesichtsbildung kein Urtheil mehr zu bilden vermögen. Alle bekannten Köpfe Alexanders — selbstverständlich nur die guten — sind nach den Zügen Jupiters, dessen Sohn Alexander sein wollte, geformt."*)

Eine andere merkwürdige Büste ist diejenige, welche den unglücklichen König Perseus darstellt. Der tiefste Schmerz lagert auf seinen Zügen, sein Haupt neigt sich leidend gegen seine Brust, auf der Stirne aber kämpft der zurückgehaltene Zorn mit dem Gefühl des Schmerzes, der in ihm übermächtig ist. Man darf annehmen, dass der Künstler den Moment wählte, wo der gefangene König vor dem römischen Consul Paulus Aemilius stand und verstummend das Haupt neigte. „Ich bin weit entfernt diesen Kopf für ein griechisches Kunstwerk zu halten", sagt Graf Franz. „Diesem Zeitalter widersprechen schon die angedeuteten Augäpfel, aber als ein hohes Werk römischer Kunst muss er wohl gelten, und sollte er auch aus der Zeit sein, wo die Künste in Rom auf's Neue wieder auflebten, aus den Zeiten Hadrians." Zahlreiche Kenner haben unterdessen den Kopf dieses Perseus bewundert, und alle stimmen überein in ihrem Beifall über den hohen Werth der bildnerischen Arbeit.**)

Vortreffliche classische Arbeiten besitzt die Sammlung in

---

*) Es handelt sich also hier, erläutert der Enkel, Graf Eberhard, weit weniger um die Aehnlichkeit des Individuums, als um eine freie Schöpfung des idealisirenden Künstlers, der die Gesichtszüge des Heldenkönigs einem mythischen Ideale anzupassen sich zur Aufgabe stellte."

**) Der Kopf des Perseus befindet sich neuerdings in dem sogenannten Trajanischen Zimmer.

den kleineren Büsten von Sylla und Antonia Drusi Germanici, sowie in einer Büste des Kaisersohnes Drusus, des Bewältigers Pannoniens. Letztere, ein ausgezeichnetes, bei Lebzeiten des Helden angefertigtes Werk, schmückte einst die Räume, welche Papst Sixtus V. im Vatican bewohnte. Von diesem Papste kam sie durch Erbschaft an die Familien Peretti und Negroni. Von der letzteren erwarb sie Graf Franz. — Eine anmuthige Büste ist diejenige, welche die ältere Kaiserin Faustina, im Hochgefühle der Mutter aufgefasst, darstellt. — Auch die niedliche Imperatrix Faustina und die Kaisers-Gemahlin Sabina sind feinfühlige Werke aus der guten Epoche römischer Kunst.

Unter den Hermen sind zwei gut conservirt und rühren aller Wahrscheinlichkeit nach von der Hand eines griechischen Künstlers her. Die eine derselben stellt den Epikuräer Metrodon, die andere Lykon, einen Anhänger des Aristoteles, dar. Namentlich der letztere, ein majestätischer Kopf mit der Olivenkrone geschmückt, ist in einem grossen freien Style gehalten. Lykon erregte die Bewunderung des Abbé Visconti, und wir entnehmen einer uns vorliegenden Abhandlung desselben über diese Herme das Folgende:

„Der majestätische Kopf eines bejahrten Mannes mit einem Barte, einer Olivenkrone und mit eingedrückten Ohren (wie man sie an den Abbildungen der Faustkämpfer sieht) erscheint auf den ersten Anblick als die Abbildung eines Siegers bei den olympischen, panathäischen, oder anderen Spielen. Aber das etwas hohe Alter wird auf den Bildern von Athleten gewöhnlich nicht gefunden, obwohl dasselbe dem griechischen Costüme nicht widerspricht. Ueberdies hat der grosse und freie, aber nur leicht skizzirte und nicht bis zur letzten Vollendung ausgeführte Styl der Sculptur so viel Aehnlichkeit mit demjenigen, dessen sich die Alten bei den meisten Abbildungen der Philosophen und berühmten Gelehrten bedienten, dass er jedem in der Archäologie Bewanderten durch Analogie ein starkes Vorurtheil für die Meinung einflösst, dass der Kopf wirklich die Abbildung eines Philosophen sei. (Che insinue nelle persone esperte di cose antiche un forte prejiudizio per immaginari che l'analogia non sia punto ingannevole e che il mamu sia vuamente ritretto d'un qualche filosofo.)

„Wir wollen nun sehen, ob nicht, wenn man von dieser

Voraussetzung ausgeht, sich in den Schriften der Alten etwas vorfindet, was dieselbe noch wahrscheinlicher macht."

„In der peripatetischen Schule finden wir einen Philosophen Lykon von Troas als dritten Nachfolger des Aristoteles auf seinem Lehrstuhle aufgezählt, dem Diogenes Laertius nicht nur eine starke und athletische Leibesbeschaffenheit beilegt, sondern auch ausdrücklich der gedrückten Ohren nach Art der Faustkämpfer und Pankratiasten erwähnt. Er bezeichnet ihn mit dem Beiwort: *ωτουλασιας*. Die Wahrscheinlichkeit dieser Hypothese würde noch zunehmen, wenn auch die Olivenkrone diesem Philosophen angepasst werden könnte. Nun erzählt aber der angeführte Schriftsteller von ihm, dass er in den Ilischen Spielen gekämpft habe; die vornehmste Gottheit des neuen Iliums war aber Minerva; es kann also nicht Wunder nehmen, wenn die Athleten daselbst mit der ihr geweihten Pflanze bekränzt wurden. Von der anderen Seite macht Lykon selbst viel Aufhebens von seinen persönlichen Eigenschaften, wie Athenäus in seinem zwölften Brief weitläufig erzählt. Es war also gar nicht unschicklich, ihn mit dem Oelzweig auf dem Haupt abzubilden, den er durch seine gymnastischen Uebungen sich erwarb. Aber über dieses war die Olivenkrone eine gewöhnliche Ehrenbezeugung, welche das Volk von Athen wohlverdienten Männern zu Theil werden liess. Auch Lorbeerkronen erhielten diese, und kann die Krone des Lykon ebensowohl eine Lorbeer- wie eine Olivenkrone darstellen."

„Lykon hatte durch seine Rathschläge und durch seine freundschaftlichen Verbindungen mit den Königen, wie Laertius erzählt, dem Atheniensischen Staat in wichtigen Angelegenheiten beigestanden; folglich konnte er durch einen Beschluss der Republick mit der gewöhnlichen Krone, mit welcher die, welche sich um das gemeine Wohl verdient gemacht hatten, gekrönt wurden, geschmückt worden sein. Soweit erstrecken sich die wahrscheinlichen Gründe, welche diese Meinung unterstützen, aber nun muss ich auch die Schwierigkeiten, welche sie gänzlich umstossen würden, nicht unberührt lassen."

„Winckelmann hat geglaubt, aus dem Umstand mit den gequetschten Ohren in einer Herme mit einem alten, abgezehrten Gesicht das Bild unseres Peripatetikers zu erkennen. Allein diese Herme, welche unserem Kopfe ganz und gar nicht ähnlich ist

und auf deren von dem Kopf getrennten Brust der Name des Xenokrates von Chalcedon geschrieben steht, hat, wie ich bei der sorgfältigsten Betrachtung gefunden habe, keine geschwollenen Pankratiasten-Ohren, sondern sie sind mager und voll Runzeln, wie man sie bei einem Manne im Greisenalter findet."

„Unser Lykon wurde wegen seiner sanften Beredsamkeit mit einer kleinen Veränderung des Namens Glykon genannt. Daraus möchte ich aber nicht schliessen, wie der Verfasser der Anmerkungen zur römischen Ausgabe des Winckelmann that, dass er der erste gewesen, welcher in Griechenland diesen Namen führte, wie ich auch nicht einmal mit Heinsius glauben möchte, dass Horaz, wenn er der Gliedmassen des überwundenen Glykon erwähnt, gerade von keinem anderen Athleten als von unserem Philosophen habe reden wollen."

Ein ehemals für denjenigen eines unbestimmten Stoikers erkannter Kopf wird von Professor Braun in München, wegen der Aehnlichkeit mit einer in Madrid befindlichen Büste, für einen Ciceronianischen aus den mittleren Jahren erklärt. — Besonders gefesselt wird das Auge des Alterthumskenners durch den idealen Athletenkopf mit der monumentalen Physiognomie. Professor Michaelis in Strassburg hat diese Herme neuerdings für ein Kunstwerk erklärt, dessen Entstehung in die unmittelbar auf die Aegineden-Epoche folgende Periode der griechischen Kunst zu verlegen sei. — Eine der Sappho lange zuerkannt gewesene Herme ist von neueren Alterthumsforschern für einen jugendlichen Dyonisos erklärt worden.

Das Hadrianische Zimmer enthält ferner zwei kostbare Mosaike als Tischplatten, sowie einen anderen in dem Postament der Statue des Hadrian eingelassenen Mosaik. Die beiden ersteren Platten bildeten die Mittelfelder eines 1790 in Lavinium ausgegrabenen Fussbodens. Das letztere Mosaikbild hatte durch Jahrhunderte in Tibur geschlummert. Man will in der in den Ocean untertauchenden Gestalt das Symbol des vor der Sonne, welche sich auf der anderen Seite des Bildes zeigt, täglich erlöschenden Morgensterns erblicken.

Das Hadrianische Zimmer, dessen Möbel Nachbildungen antiker Muster sind, — theils Hemicyklen, theils Pulvinarien — enthält ausserdem 220 zumeist kleine Broncen, hundert hellenische

Vasen, viele Legionssteine und sechs Helmzierden von Prätorianern (Apices), welche bei der früheren Caserne dieser Truppe an der Porta Pia ausgegraben wurden. Zahlreiche ägyptische Alterthümer*) zieren die Wände und die Glasschränke des Zimmers.

Die Wände und Sousporten schmücken theils Bas-Reliefs, theils Nachbildungen von in Pompeji gefundenen Fresken. Mehrere der letzteren sind von der kunstgeübten Hand des Urenkels des Grafen Franz, S. Erlaucht des Herrn Grafen Arthur zu Erbach-Erbach, gemalt.

Einen weiteren Zimmerschmuck bilden die römischen Candelaber, Nachbildungen von in Florenz, Herculanum und Portici gefundenen Broncen, sowie die ächten antiken Lampen, unter welchen sich wahre Kostbarkeiten antiker Kunst befinden, welche die Tische und Aufsätze ringsumher zieren.

Eine grosse Seltenheit sind die vier römischen Legionshelme, welche das Hadrianische Zimmer enthält. Sie sind alle von gleicher Form und tragen theilweise eine feine Patina. Der unscheinbarste unter denselben gilt für ein Ueberbleibsel von dem Schlachtfelde von Cannae. Die Mönche eines Apulischen Klosters verehrten ihn seiner Zeit dem berühmten Papste Ganganelli, welcher den Helm dem von ihm gegründeten Clementinischen Museum einverleibte. Ein ganzer Sagenkreis hat sich um diese Seltenheit der Sammlung gebildet!

Nicht minder werthvolle Schätze enthält das zweite römische, sogenannte Trajanische Zimmer. Die Ausschmückung desselben ist gleich dem Hadrianischen in völlig antikem Style gehalten. Ein Pseudo-Porticus aus Marcells Theater hat zum Vorbilde gedient. Der Architrav ist in jonischem Style gehalten. Zum Mobiliar dienen Copien der ehernen Curial-Stühle aus dem Theater von Herculanum. Die Candelaber sind Nachbildungen derjenigen antiken Candelaber, die sich in Portici und Florenz befinden und theilweise bei Pompeji aufgefunden wurden.

Den Hauptschmuck des Zimmers bildet die Bildsäule des Trajan, jenes römischen Kaisers, dem sein dankbares Volk den Beinamen „optimus princeps" verliehen. Trajan ist in bürgerlichem Kleide, im Pallium, abgebildet. In der linken Hand hält

*) Ueber die ägyptischen Alterthümer sind Gutachten des Aegyptologen Professor Eisenlohr in Heidelberg aus dem Jahr 1874 vorhanden.

er eine Rolle, und die Rechte verräth Nachdenken und verleiht der gesammten Statue eine würdige Ruhe. Der Kopf ist aus Trajans besten Jahren, derjenigen Periode, wo seine Gesichtszüge noch nicht durch den starken Genuss des Weines entstellt waren. Die Statue selbst ist in schönen Proportionen gearbeitet. Ungemein naturgetreu ist der Faltenwurf des Gewandes, von welch' letzterem man den Saum erkennt, welcher beweist, dass der Künstler Tuch darstellen wollte. An dem Kissen, auf welchem Trajan sitzt, ist die Naht so characteristisch ausgedrückt, dass man deutlich erkennt, dass dasselbe aus Leder gefertigt war. Der Kopf dieser Statue wurde auf dem Mons Palatinus, der Rumpf im Landhause Hadrians zu Tibur gefunden. Die Statue verliert dadurch nichts an ihrem Werth. Kopf und Rumpf stehen zu einander in einem schönen, ebenmässigen Verhältniss und derartige Zusammensetzungen haben für denjenigen nichts auffälliges, der weiss, wie schwer es durch die vielen Zerstörungen, welche Rom erfahren, geworden, eine einheitliche unbeschädigte Statue zu finden.

Ein merkwürdiges Stück der Sammlung, welches das Trajanische Zimmer aufweist, ist eine Drusus-Büste mit Helmzierde (Apex). Das Clementinische Museum besitzt zwei derartige Büsten, und zur vollständigen Ergänzung liess Graf Franz die Helmzierde nachmachen. Die Arbeit und Erhaltung dieses Kopfes sind beide bewunderungswürdig und derselbe bestätigt das, was die Geschichtschreiber über die Schönheit des Drusus erzählen. Laut einem uns vorliegenden Schreiben Abbé Visconti's, des Directors der Capitolinischen Museen, gehört diese Drusus-Büste zu den besten, welche existiren. Selbst das grosse Rom hat keine bessere Abbildung des Drusus aufzuweisen.

Ein mehrfach schadhaftes, aber aus der Blüthezeit antiker Kunst stammendes Werk ist die Büste der Kaisermutter Agrippina; leider sind auch eine Büste des älteren Scipio, sowie eine überlebensgrosse Büste von Epikur mehrfach beschädigt.

Kunstvoll gearbeitet und gut erhalten ist eine Büste des Titus. Sie gehört entschieden zu den selteneren und besseren, welche wir von diesem Kaiser besitzen. Graf Franz macht in seinen Aufzeichnungen eine feine Bemerkung über das Kunstwerk. „Die Büste“, sagt er, „ist weit über Lebensgrösse ge-

halten, wodurch der überdiess starke Körperbau des Titus, zumal sein Hals, auffallender wird und dadurch an eine sonderbare Unterredung erinnert, die Titus mit dem Apollonius von Tyanen in Argos hatte. Titus zeigte Zweifel, ob er der Mitregierung, zu welcher Vespasian ihn berufen hatte, gewachsen sein würde. „Wer sollte einen solchen Stier unter das Joch zwingen können", sagte Apollonius. „Der", erwiderte Titus, „der mich zum Kalbe aufgezogen hat."

In den Gesichtszügen des Titus liegt, obwohl er ein starker, kräftiger Mann war, eine ungemeine Weichheit ausgedrückt, und eine gewisse Sinnlichkeit ist leicht erkennbar.

Eine sehr gute Büste, deren Nase jedoch restaurirt erscheint, ist diejenige Hadrians. Sie wird zu den classischen Abbildungen dieses Kaisers gezählt. Hadrian ist in älteren Jahren abgebildet, denn die Spuren seiner Schwelgerei sind in seinen Zügen unverkennbar.

Ein vorzügliches Kunstwerk ist die Büste des vortrefflichen Kaisers Antonius Pius. Sie befand sich ehedem im Clementinischen Museum, von wo sie der Antikenhändler des Grafen Franz durch Tausch erlangte. Die Gesichtszüge des Kaisers tragen das Gepräge seiner edlen Seele. Edle Würde ist über sein ganzes Gesicht ausgebreitet und seine von starken Augenknochen beschatteten Augen drücken Güte und Milde aus.

Aehnlich, wenn auch nicht zu den besten Werken der Sammlung gehörend, ist eine von dem englischen Antikenhändler Jenkins in Rom erworbene Büste des Marc-Aurel.

Gleichfalls zu den geringeren Werken der Sammlung gehört. die Büste der liederlichen Faustina, der Tochter des Antoninus Pius und Gemahlin Marc-Aurels. Graf Franz erwarb sie nur darum, weil er sie als Zugabe zu anderen Antiken erhielt.

Als eine werthvolle Arbeit erscheint die Büste des wüsten Kaisers Commodus. Der gesammte Character des Bildes trägt die Kennzeichen der Wildheit, Grausamkeit und Narrheit.

Ein vortreffliches Werk ist die Büste des Scheusals Caracalla. Graf Franz gibt hierzu folgende interessante Aufklärungen.

„Zwei Sachen kann ich mir bei den Büsten des Caracalla nicht erklären, erstens warum man deren schon fünf in den Ruinen

der Villa Hadriani in Tivoli auffand — diese ist die fünfte — und zweitens warum die Büsten (mit Ausnahme einer auf dem Capitol vorhandenen Arbeit eines ungeübten Künstlers) alle gut sind, da doch unter Caracalla die Kunst bereits im Fallen war. Sollte etwa die Furcht vor diesem Unmenschen vielleicht der Hebel gewesen sein, der noch eine letzte Anstrengung der künstlerischen Kräfte verursachte?"

„Alterthumsliebhabern ist die schöne Antikensammlung bekannt, die Friedrich II. von dem Cardinal Polignac kaufte. Die besten Stücke der Sammlung fand der Cardinal in den Ruinen von Hadrians Landhause in einer Grube, die er jedoch bald verlassen musste, weil er auf einen Sumpf kam, der das weitere Graben unmöglich machte. Glücklicher als er war ein englischer Maler Hamilton, der überhaupt das seltene Glück hatte, überall, wo er graben liess, zu finden. Er nahm die von dem Cardinal verlassene Grube wieder in Angriff, liess den Sumpf abziehen und fand die seltensten Schätze alter Kunst, unter anderem auch diesen Kopf (denn die Brust ist neu). Wäre der Kopf nicht in einem Sumpf, von dessen faulendem Wasser die Oberfläche etwas angefressen worden, gelegen, so glaube ich behaupten zu können, dass er seiner guten Arbeit wegen — denjenigen in Neapel, der sonst im Palast Farnese in Rom stand, nehme ich aus, denn über diesen ist keiner — mit allen anderen Köpfen des Caracalla seiner trefflichen Arbeit wegen wetteifern könnte. Er ist aber noch erhalten genug, und die Kunst, mit welcher er gearbeitet, ist so unverkennbar, dass der Geschichtsforscher in seinen Zügen alle Abscheulichkeiten des Charakters vereint finden wird."

Zahlreich ist in der Erbach'schen Sammlung die berühmte gens Julia repräsentirt. Wir beginnen mit der Büste Cäsars. Sie ist, wenn auch nicht mehr in völlig gutem Zustande, doch schön und kunstvoll gearbeitet, verräth aber auch deutlich die Lebenswahrheit, welche zu erreichen sich, gleich den grossen Meistern der späteren deutschen und niederländischen Malerschule, die Künstler jener classischen Epoche zur ersten Aufgabe gestellt hatten. Die Büste gehört zu den besten, welche man besitzt. Sie verräth den grossen Denker und kühn combinirenden Geist — eine gewisse Aehnlichkeit mit verwandten Naturen, mit Friedrich II. und Napoleon I. fällt sofort in die Augen — aber man be-

merkt auch an derselben die Spuren, welche Cäsars leichtfertiges und geschwindes Leben in seinen Zügen hinterlassen.

Mehrfach restaurirt, aber immer noch durch die Lebenswahrheit des Ausdrucks hervortretend, erscheint die Büste des Augustus.

Ein Werk aus dem goldenen Zeitalter der Kunst ist der Jüngling Tiberius. Es gehört zu den besonderen Vorzügen des Kunstwerks, dass Tiberius in seinen jüngeren Jahren dargestellt wurde.

Stark gelitten hat die Büste der Antonia Drusi. Sie zählt aber immerhin noch zu den werthvollen Werken.

Ein *Unicum* ist der Kopf des Germanicus, die schönste Abbildung dieses Helden, die überhaupt vorhanden ist und mit der sich weder die, welche das Capitolinische, noch diejenigen, welche das Clementinische Museum besitzt, zu messen vermögen. Der Kopf war ehedem zu einer Statue gehörig und wurde zu Neapel ausgegraben, wo ihn der Graf erwarb.

Aus parischem Marmor, von gewandter Bildhauerhand geschaffen, ist die Büste von Kaiser Claudius.

Endlich gehört noch die Büste des tapferen römischen Feldherrn Sertorius, welche sich gegenwärtig im Hadrianischen Zimmer befindet, zu den Unica's der Sammlung. Sie wurde 1787 in Albano in den Ruinen des Landguts des Gegners des Sertorius, Pompejus, gefunden, welcher nach dem Tode desselben dessen gleichfalls in Albano gelegenes Landgut erwarb. In Rücksicht auf die Oertlichkeit, wo man die Büste fand, sowie auf Grund einer Stelle des Plutarch, welcher von Sertorius berichtet, dass er geschielt habe, stimmten Reiffenstein und Visconti darin überein, dass diese Büste nur diejenige des Sertorius sein könne. In den Gesichtszügen des Marmorbildes spricht sich eine wahrhaft stoische Kälte und ernstes Nachdenken aus.

Eine Reihe weiterer Schätze, welche sämmtlich in dem Trajanischen Zimmer aufgestellt sind, umschliesst noch die Sammlung und gedenken wir zunächst der aus Bronce und Eisen gefertigten Gegenstände.

Durch Styl, Form und Grösse ist eine antike Lampe mit sieben Brennern hervorragend. Sie wurde in Herculanum ausgegraben.

Ein wichtiges historisches Monument bildet ein altgriechischer Helm aus nicht starkem Metallbleche. Der Alterthumsforscher Lynkh aus Cannstatt war 1777 der glückliche Finder. Er entdeckte denselben im Flussbett des Alphäus bei Olympia. Durch Hülfe eines Freundes gelangte das seltene Stück in die Erbacher Sammlung. Er entspricht der Form nach ganz denjenigen Helmen, welche auf den hellenischen Vasengemälden erscheinen. Neben diesem oben abgerundeten Helme findet sich ein anderer 1792 in den Pontinischen Sümpfen zu Tag gefördeter. Die Spitze ist nach rückwärts gebogen und er gilt für einen volskischen Helm.

In ähnlicher Form, also in Gestalt einer phrygischen Mütze, folgt ein weiterer Helm. Er wurde bei Isernia im Samniterlande ausgegraben und wird dem Samnitervolke zugeschrieben. Prachtstücke sind die in diesem Zimmer vorhandenen Legionsadler, Lanzen, Schwerter, Dolche und Harnischverzierungen.

Endlich umfassen das Hadrianische und das Trajanische Zimmer eine Sammlung von etwa 220 Gefässen, von den rohen römischen Töpferwerken an bis zu den feinen Gebilden ächt griechischer Kunst. Unter den Amphoren befinden sich wahre Prachtstücke. Das Urtheil des Paris, Paris wie er Helena ergreift, von Venus und Amoretten gefolgt, der Opferaltar der Venus, zu welchem Liebespaare herzutanzen, die eleusinischen Processionen und ähnliche Gegenstände bilden vielfach die Motive, welche die Künstler sich gewählt. Sinnig ist eine Darstellung des trideritischen Festes, das einst zu Ehren der Reise des göttlichen Bachus nach Indien gefeiert wurde. Eine Menade umkränzt sich mit einem Epheuzweig, eine andere trägt den Stengel der geheiligten Ferula, zwei Satyrn rasen in ausgelassener Freude, von welchen einer die Trommel und die geheiligte Rehdecke trägt.

Die Mehrzahl dieser Seltenheiten wurde durch Graf Franz käuflich erworben. Der Umstand, dass er die Schätze der Antike zu einer Zeit sammelte, wo diese noch kaum beachtet wurden, sowie seine Beziehungen zu Abbé Visconti und Cardinal Borgia machten es ihm möglich, diese Alterthümer, die heute Könige nur mit ungeheueren Opfern zu erwerben vermöchten, zu einem verhältnissmässig billigen Preise zu erstehen.

Andere Seltenheiten der Sammlung sind Geschenke; mehrere merkwürdige Stücke rühren von dem Fürsten Lambertini, einem Neffen des Papstes Benedict XIV., her. Die liebenswürdige gewinnende Persönlichkeit des für die antike Kunst schwärmenden jungen Grafen, das feine künstlerische Verständniss, das er allerwärts an den Tag legte, erleichterten ihm den Erwerb der antiken Kostbarkeiten, und so konnte er — was Fürsten nicht vermochten — in dem Erbach'schen Schlosse eine Sammlung begründen, welche Schätze in sich birgt, um welche sie die ersten Museen der Welt beneiden.

Die französische Revolution.

Als sich der Graf auf's eifrigste theils mit der Wiederaufrichtung seines Landes, theils mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte, kam die französische Revolution zum Ausbruch. Der Graf war ein zu tiefer Kenner der französischen Verhältnisse, er hatte den Hof von Versailles zu sehr in der Nähe gesehen, um nicht die Unhaltbarkeit der damaligen französischen Regierung erkannt zu haben, gerade so wie er gleich Friedrich II. geringschätzig von dem Reichstag zu Regensburg dachte. Dennoch ahnte er ebensowenig wie Andere die furchtbare Catastrophe, welche über das französische Königshaus hereinbrechen sollte. Als die ersten Stürme Europa in Erstaunen setzten, fand er dieses wohl ganz naturgemäss, aber er glaubte nie, dass diese Bewegung, welche Frankreich ergriffen, eine solche Ausdehnung annehmen könne, dass sie gar Deutschland, die Niederlande, die Schweiz und Italien, ja sogar beinahe den gesammten Continent in den Strudel hineinziehen würde. Als in Paris der Sturm in den Clubs bereits tobte und nach Mirabeaus Tode die unheildrohenden Häupter eines Danton und Marat sich erhoben, weilte er in Italien, schwelgte in den Genüssen der antiken Kunst und sammelte Kostbarkeiten und Schätze aller

Art. Für ihn gab es nur ein unvergängliches Etwas — das classische Schönheitsideal. Es hatte schon so manchen Sturm überdauert, und gerade die Schicksale der Stadt, in welcher er sich befand, die Paläste, in deren Hallen er wandelte, die Plätze und Strassen der ewigen Roma waren ihm ein Zeugniss dafür, dass auch die Revolution, die in Frankreich im Gange sich befand, die ewige Schönheit der Antike nicht zu überwältigen vermöchte. Was sie wegfegte, waren nur Zopf und Perrücke, und nach dem Sturm musste das Unvergängliche nur noch herrlicher zum Vorschein kommen. Unter dem lichten italienischen Himmel zerstreuten sich ohnediess leichter die Sorgen, und zudem wusste er, dass alles, was da in Paris über den Haufen fiel, nicht soviel werth war als dasjenige, was man in dem alten Tibur zu Tage förderte. Ueber seinen Trajan und Hadrian vergass er, obwohl treuer Royalist und Anhänger des Legitimitätsprincips, das gesammte französische Königthum. Auch der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich, Preussen und Frankreich beunruhigte ihn nicht. — Niemand kannte, Niemand ahnte die furchtbare Gewalt, die der Revolution inne wohnte. — Erst als das Gemetzel vom September 1792 zum Ausbruche kam, als nacheinander die Köpfe aller derer, die er in Paris gekannt, die ihm zum Theil lieb und theuer waren, unter dem Beile fielen, da erkannte er die Umgestaltung, welche sich in Frankreich vollzog, in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt. Gleichzeitig mit dem Sturz des französischen Königthums überschritt auch bereits das Unheil Deutschlands Grenzen. Anfang December 1792 standen die Jacobiner vor Mainz und die Heere Cüstines drangen Mainaufwärts nach allen Richtungen vor. — In dieser bewegten Zeit wurde dem Grafen die treue Mutter am 28. Februar 1795 durch den Tod entrissen. — 1796 musste die gräfliche Familie in Folge der Ausschreitungen der Franzosen nach Crailsheim flüchten, und die Quälereien schienen kein Ende nehmen zu wollen. Graf Franz erwirkte damals einen Befehl des französischen Obergenerals, der eine möglichste Schonung der Grafschaft Erbach anordnete. Auf die Dauer jedoch war diese Schonung unmöglich. Es fehlte der deutschen Sache leider der beste Halt und Schutz, derjenige, welchen man im eigenen Hause hätte finden müssen. Man weiss, wie Preussen in jenem Kriege mit der französischen Republik seine Verbündeten

im Stiche liess und am 16. Juli 1795 zu Basel einseitig Frieden schloss. Durch diesen Frieden wurde das deutsche Reich, über dessen Theilung die Mächte bereits Pläne zu machen begannen, vollständig hülf- und wehrlos und war der Willkür der Revolutionsheere erst recht in die Arme geliefert. Erbach selbst hatte sich am Kriege gegen Frankreich betheiligt, es hatte sein einundsechzig Mann und einen Tambour zählendes Contingent zu den fränkischen Kreistruppen gestellt und war nunmehr auch der französischsn Willkür preisgegeben. Zwar war durch Preussen bei jenem Frieden eine Demarkationslinie festgestellt worden und alle innerhalb dieser Linien belegenen Territorien, darunter auch die Grafschaft Erbach, sollten als neutral betrachtet werden, aber die Franzosen achteten diese Neutralität nicht und ergossen sich massenhaft in das Gebiet der Grafschaft, um sich durch Requisitionen aller Art zu erholen. Je länger der Krieg dauerte, je drückender und entsetzlicher wurden die Requisitionen und Gewaltthaten. Das kleine Gebirgsland, das seiner Zeit seiner Armuth wegen von den Horden des dreissigjährigen Krieges nicht einmal aufgesucht wurde, musste jetzt um so härter unter der Beutegier der französischen Jacobiner leiden, die unter der Devise „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ den armen Odenwald ausplünderten. Allein im Jahre VIII der Republik (1799) musste die Grafschaft Requisitionen im Werthe von 140,000 Gulden für die französischen Heere aufbringen, darunter 75,000 Franken, die in baarem Gelde in die Kassen der Rheinarmee abgeliefert wurden. Als diese Bedrückungen bei dem 1799 eröffneten neuen Kriege gegen Oesterreich kein Ende nahmen, entschloss sich daher Graf Franz Anfangs November 1800 zu einer Reise in's Hauptquartier des Generals Augereau nach Offenbach und durch seinen Einfluss kam folgender Separatfrieden mit dem französischen Feldherrn zu Stande:

Vertrag

abgeschlossen zwischen dem zur Unterhandlung mit den deutschen Reichsständen bevollmächtigten Bürger Augerau, commandirenden General der Gallobatavischen Armee, einer Seits und dem Herrn Grafen von Erbach-Erbach anderer Seits.

Artikel 1. Es soll Frieden, Freundschaft und gutes Einverständniss statthaben zwischen der französischen Republick und denen Grafen zu Erbach, Herren zu Breuberg.

Artikel 2. Die Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg, sowie alle dazu gehörigen Besitzungen sollen von den commandirenden Generals der französischen Republik und ihren Alliirten als neutrales und Freundes Land behandelt werden.

Artikel 3. In Gemässheit vorstehenden Artikels können die commandirenden Generals der französischen Armeen und ihrer Alliirten keinerlei Contribution oder Requisition auf die Grafschaft Erbach, Herrschaft Breuberg oder dazu gehörige Besitzungen ausschlagen und sind gehalten, dieselbe von allen Kriegsbeschwerden frei zu lassen.

Artikel 4. Im Falle militärische Operationen und Truppendurchzüge Einquartierungen nothwendig machen, werden die commandirenden Generals der französischen Republik keinerlei Arten von Abgaben begehren, ohne vorher über die Erfordernisse zur Verpflegung der Truppen mit der Regierung des Landes übereingekommen zu sein, als welche diese Erfordernisse nur in der Eigenschaft eines der französischen Republik geleisteten Vorschusses abliefern wird und berechtigt ist, die Zahlung in baarem Gelde von der französischen Republik, oder deren commandirenden Generals zu verlangen.

Artikel 5. Hingegen machen sich die Grafen von Erbach, Herren zu Breuberg verbindlich, innerhalb drei Terminen, jeden zu dreissig Tagen, vom Tag der Auswechslung der Ratification gegenwärtigen Vertrags an gerechnet, die Summe von 30000 Livres bezahlen zu lassen.

Artikel 6. Die Einwohner der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg werden den Truppen der französischen Republik und ihren Alliirten bei Durchzügen durch das Land allen Beistand und Vorschub leisten. Das Regulativ wegen deren Verpflegung und Quartier wird nach dem nämlichen Preis gemacht werden, wie solcher dermalen zwischen den neutralen Ständen des Reichs, namentlich S. Majestät dem Könige von Preussen besteht.

Gegenwärtiger Vertrag soll dem ersten Consul der französischen Republik unmittelbar zur Ratification vorgelegt und nicht

eher gänzlich vollzogen werden, bis die Auswechslung der Genehmigung beider contrahirenden Theile geschehen ist.

Jedoch soll während dieser Zwischenzeit der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg keinerlei Art Contribution in Geld oder Lebensmittel auferlegt werden können, und nur im Fall unabänderlicher Nothwendigkeit werden sich die Truppen im Lande aufhalten, denen jedoch die Landesregierung nichts als Quartier und Beköstigung zu verschaffen schuldig ist.

Urkundlich ist dieser Vertrag von uns beschlossen und besiegelt worden.

So geschehen im Hauptquartier zu Offenbach, 29. Brumaire im Jahr IX der Republik (20. Nov. 1800).

L. S. Der Ober-General: Augerau.

L. S. Franz, Graf zu Erbach, im eigenen und seiner mitregierenden Vettern Namen.

Dieser Friedensschluss wurde allerwärts im Erbacher Lande bekannt gemacht, und an dem Eingange der Ortschaften auf den Hoheitspfählen wurden Tafeln mit der Aufschrift: „Territoire neutre“ befestigt. Der französische Obergeneral gab Befehl, alle Truppen aus der Grafschaft zurückzuziehen und alle Requisitionen einzustellen. Die vollständige Ausführung des Vertrags und eine Verpflichtung der Grafen von Erbach aus demselben erwuchs erst nach Auswechslung der Ratificationen, beziehungsweise Genehmigung des Vertrags durch den ersten Consul. Diese verzögerte sich in Folge der Zeitereignisse. Selbstverständlich drängte man Erbach'scher Seits darauf nicht, da das Land vorläufig erleichtert und, so lange die Ratification nicht vollzogen, auch die Zahlung der 30000 Livres, welche der Vertrag den Grafen von Erbach auferlegte, nicht erforderlich war. Am 8. Januar 1801 endlich schlossen die Republik, das Wiener Cabinet und das Deutsche Reich den Vertrag von Luneville, durch welchen der allgemeine Friede auf dem Festlande hergestellt wurde. Dadurch waren auch die Grafen von Erbach, deren Land die Franzosen schon längst verlassen hatten, einer lästigen Verpflichtung ledig, und sämmtliche Agnaten sprachen dem Grafen Franz für seine erfolgreichen Bemühungen ihren Dank aus.

Wissenschaftliche Mitarbeiter des Grafen Franz.

Nach dem Frieden von Luneville und der nun folgenden Periode der Erniedrigung Deutschlands widmete sich Graf Franz einzig und allein seinen Studien und der Ordnung und Vervollständigung seiner Sammlungen. Um jene Zeit begann der rastlose Kunstfreund zunächst den Werken der Glasmalerei seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es gelang ihm, auch auf diesem Gebiete eine Reihe von Kunstschätzen zu sammeln, und auch hier waren es wieder seine Freunde, die den Grafen zuvorkommend unterstützten. Der weiland regierende Fürst zu Solms-Braunfels schenkte dem Erbacher Mäcen dasjenige Fenster, welches Kaiser Adolph vor der Göllheimer Schlacht, also im 13. Jahrhundert, mit seiner Gemahlin Imagina dem Kloster Altenberg bei Wetzlar gestiftet hatte. Die Dominikanerkirche in Wimpfen vertauschte gegen neue Scheiben ihre grossen Chorfenster, welche mit ihren mandelförmigen Scheiben und ihren ascetischen Gestalten die Leidensgeschichte des Heilands darstellen und die wohl zu den ersten bedeutenderen Versuchen auf dem Gebiete der Glasmalerei zählen. Der weiland regierende Graf von Ortenburg machte dem Erbacher Rittersaale dasjenige Wappenfenster zum Geschenk, welches sein Ahnherr, Ritter Joachim Graf von Ortenburg, der auch in der Geschichte eine Rolle spielt, hatte fertigen lassen; es zählt die Wappenschilde von zwölf Grafen dieses uralten Geschlechts in aufsteigender Linie, sowie diejenigen ihrer Gemahlinnen. Aus den verschiedensten Stylepochen ist diese aus mehreren hundert einzelnen Glasgemälden bestehende Erbacher Sammlung zusammengetragen.

Mit einem Male erweckte dieselbe das regste Interesse und die Bewunderung der Kunstfreunde, und man kann wohl sagen, wie ein Schilderer der Erbacher Sammlung, in den Nummern 84—86 der Darmstädter Zeitung vom Jahr 1868 mit Recht behauptet, dass, nachdem das Sonnenlicht seinen Schimmer durch die Erbacher bunten Fenster geworfen hatte, der Drang nach dieser erhabenen Kunst auf's neue in Deutschland lebendig wurde, und man geht nicht zu weit, wenn man behauptet, dass Graf Franz zu Erbach durch seine Vorliebe für die ältere Glasmalerei

anregend und befruchtend wirkte und durch die von ihm ergriffene Initiative gewissermassen die Rehabilitirung dieses Kunstzweiges veranlasste, und unmittelbar in Erbach selbst sehen wir den alten Freund des Grafen, den Geh. Archivrath Kehrer, und später dessen Sohn treffliche Erzeugnisse dieser Kunst zu Tage fördern.

Archivrath Kehrer, der 1872 in hohem Alter verstarb, war in den späteren Lebensjahren des Grafen demselben ein unentbehrlicher Helfer. Von ihm, sowie von Hofrath J. Wendt sind die trefflichen Initialen, Aquarelle und Oelgemälde, welche den 1808 vollendeten grossen Catalog der Sammlung — ein Kunstwerk ersten Ranges — sowie die von dem Grafen verfasste Beschreibung der römischen Castelle schmücken.

Ein anderer hervorragender Helfer bei seinen antiquarischen Untersuchungen war ihm der Gräflich Erbach'sche Regierungsrath Knapp, der sich bereits frühzeitig als ein vorzüglicher Kenner der römischen Geschichte und des römischen Alterthums bewährte.

Johann Friedrich Knapp war am 20. September 1776 zu Erbach geboren. Er besuchte 1792—1795 das Gymnasium zu Darmstadt und studirte von 1795—1798 zu Jena und Marburg die Rechte. Nach Erbach zurückgekehrt, trat er als Regierungsadvocat und dann als Regierungsassessor in den Gräflich Erbach'schen Dienst und wurde 1802 zum Gräflich Erbach'schen Regierungsrath ernannt. Später (1816) ging Knapp in den Grossherzoglich Hessischen Staatsdienst über und starb 1844 als Geheimer Staatsrath zu Darmstadt. Knapp war einer der begabtesten und anspruchlosesten Archäologen; alle neueren Arbeiten über die Spuren, welche die Römer in unserem Odenwald hinterlassen, kommen, so sehr man sich auch bemüht hat, neue Entdeckungen zu Tage zu fördern, doch über Knapp's „Römische Denkmale des Odenwaldes, insbesondere der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg" (Heidelberg bei J. Engelmann 1813) nicht viel hinaus. Vorzüglich ist seine Geschichte des XXII. römischen Legion, bei welcher ihm die im Odenwald auf Antrieb des Grafen Franz veranstalteten Untersuchungen wesentlich zu Statten kamen. Eine Reihe von Abhandlungen wurden von ihm in dem Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde veröffentlicht. Dieser

rührige Alterthumsforscher war geradezu die rechte Hand des Grafen. Gemeinsam mit ihm und dem ortskundigen, auch um die Sammlungen des Grafen hochverdienten Oberförster Louis, welcher beide als Führer unterstützte, durchstreifte er die Grafschaft; Bäder, römische Gräber und Castelle wurden aufgedeckt und nach und nach die Schöpfungen einer längst entschwundenen Periode zu Tage gefördert.

Die Römer im Odenwald.

Bevor wir zu den Arbeiten und speziellen Forschungen des Grafen Franz übergehen, gestatte man uns einen Ueberblick über das, was die Wissenschaft bis jetzt im grossen Ganzen über den Aufenthalt der Römer im Odenwalde festgestellt hat. Um der grösseren Klarheit Willen geben wir unsere Darstellung mit Berücksichtigung der Ergebnisse der neuesten Forschung und sehen von allen Einzelheiten ab, welche die leichte Uebersichtlichkeit derselben zu beeinträchtigen vermöchten. In diesen ihren Hauptumrissen ergeben diese Forschungen ungefähr folgendes.

Schon längst ist der Odenwald eine Fundstätte römischer Alterthümer. Vieles von dem, worin man ehedem römische Spuren erblicken wollte, hat allerdings die Kritik einer späteren nüchterne Epoche nicht zu bestehen vermocht, und die Erfahrung mahnt hier den ernsten Geschichtschreiber zur Vorsicht, allein dennoch fehlt es nicht an Merkmalen dafür, dass sich auf diesem Territorium weittragende historische Vorgänge abspielten.

Da und dort hat man bei dem Bau einer Strasse, oder wenn die Grundarbeiten zu einem Neubau vorgenommen wurden, eine römische Vase, einen Votivstein entdeckt, oder die Pflugschar des Landmanns zerstiess einen Topf, und man fand Münzen mit den Bildnissen römischer Imperatoren, eines Domitian und Caracalla, ja selbst Probus, Constantin und Valens.

Alle mit solchen Funden verbundene Nebenumstände deuteten darauf hin, dass an solchen Orten, wo sie gemacht wurden, sich einst bürgerliche römische Niederlassungen befanden,

meist wohl nur vereinzelte Häuser oder Häusercomplexe. Erwiesen ist die Anwesenheit römischer Ansiedler zu Neustadt im Odenwald, zu Habitzheim, Brensbach und Oberklingen, zu Gross-Bieberau, Dieburg und Rossdorf. An letzterem Ort fand man die Fundamente eines Wachthäuschens und eine Münze Marc Aurels.

Noch bedeutsamer ist das, was sich von militärischen Niederlassungen und Befestigungen bis in die Gegenwart erhalten hat. Bei Schlossau, Hesselbach, Eulbach, Vielbrunn und Würzberg findet man Trümmer von Kunstbauten, welche das Volk mit dem Namen „Hainhäuser" bezeichnet; es sind die Ueberreste römischer Castelle, und bereits seit dem Mittelalter ist ihm das, was sich noch von römischen Verschanzungen erhalten hat, unter dem Namen „Landwehren" bekannt.

Wir haben es hier mit einer vorgeschobenen Befestigungslinie zu thun, welche zum Schutze der römischen Niederlassungen am rechten Rheinufer errichtet wurde, und aus einer Reihe von Inschriften, namentlich sogenannten Legionssteinen ergibt es sich, dass es vorzugsweise die 22. Legion (Legio XXII. Dejotariana) war, die auf der unwirthlichen Höhe der Odenwaldberge ihren Sitz hatte.

Ein Blick auf die Schicksale dieser Legion zeigt, dass sie eine der geeignetsten war, welche man zur Bekämpfung der gefürchteten Germanen auswählen konnte. Sie bestand aus Galliern und gallischen Hülfstruppen*) und wurde nach ihrem ersten Inhaber, dem Könige Dejotarus, der sie schon zu Cäsars Zeit aus gallischen Völkern errichtete, benannt. Diese leichtfüssigen Gallier Dejotars lassen sich am passendsten mit den Zuaven ihrer Nachkommen vergleichen. Sie fochten, einerlei, warum es galt, und einerlei, wo man sie zum Kampfe hinschickte. Die halbe damals bekannte Welt durchmass diese Legion, jedes Klima musste sie ertragen lernen und gegen die verschiedensten Völker-

*) Die tactische Einheit der römischen Infanterie war die Cohorte, welche zu Trajans Zeit 360 Mann zählte. Sie bestand aus 3 Manipeln zu 120 Mann oder 6 Centurien zu 60 Mann. Eine Legion bestand aus 10 Cohorten Legionsinfanterie nebst ebensoviel Cohorten Hülfstruppen aus den tributpflichtigen Ländern, sowie Reiterei und Kriegsmaschinen.

schaften erprobte sie ihre Waffen. In den bürgerlichen Kriegen zwischen Cäsar und Pompejus und in denjenigen zwischen Antonius und Augustus focht sie mit. Kaiser Augustus verlegte die Dejotarianer nach Aegypten, und unter Titus machten sie den jüdischen Krieg mit und nahmen an der Erstürmung und der Zerstörung von Jerusalem Theil. Später wurden sie nach Italien verlegt, aber wie es scheint, passten diese wilden Kriegsmänner nicht unter die feine, verweichlichte italienische Bevölkerung, denn schon Domitian schickte sie nach den äussersten nordöstlichen Grenzen des Römerreichs und 87 nach Christus rückte die Legion in Mainz ein, wo sie beinahe dritthalb Jahrhunderte ihr Hauptquartier hatte. Unter Trajan wurden einzelne Abtheilungen der Legion nach dem Odenwalde verlegt, um diese rauhen Höhen, welche einen natürlichen Wall zum Schutze des Zehntlandes bildeten, gegen die immer bedrohlicher werdenden Einfälle germanischer Völker zu schützen.

Sicher waren diese Gallier, wie sie durch ihre Widerstandsfähigkeit gegen das germanische Klima sich am geeignetsten erwiesen zur Bebauung des Zehntlandes, auch durch ihre Vertrautheit mit der germanischen Kampfweise die geschicktesten zu seiner Vertheidigung.

Aus den Dimensionen der Odenwaldcastelle ergibt sich, dass hier bedeutende römische Truppenmassen kantonnirten. Die Castelle zu Schlossau und Eulbach fassten nach ihren Massen etwa je eine Cohorte*), diejenigen zu Hesselbach, Ohrenbach und Haingrund jedes etwa $^1/_2$ Cohorte, die zu Würzberg, Vielbrunn, Lützelbach und Humetroth jedes 2 Cohorten.**)

Fragen wir nun nach den Veranlassungen, welche zur Erbauung dieser Castelle führte, so gibt uns die Geschichte hierfür einen Aufschluss, durch welchen ihr Vorhandensein in völlig ausreichender Weise erklärt wird.

---

*) Die Lagerstätte einer Cohorte sollte 180 Fuss tief und 120 Fuss breit sein, wonach sich die Aufnahmsfähigkeit eines römischen Castells ungefähr berechnen lässt.

**) Ueber die Spuren römischer Niederlassungen in der Provinz Starkenburg, ihre Bedeutung und ihren Zusammenhang. Von Wilhelm Franck, Hofgerichtsadvocat in Darmstadt. Im Archiv für Geschichte und Alterthumskunde. Zwölfter Band, Darmstadt 1870.

Die bekannte Niederlage des Varus führte nicht zu einer völligen Befreiung Germaniens von der Herrschaft der Fremdlinge. Unterstützt durch die, die gesammte deutsche Geschichte wie ein rother Faden durchziehende Uneinigkeit der deutschen Stämme, gelang es ihnen, noch lange die Herrschaft über ein ausgedehntes Territorium zu behaupten, und nur in den Grundsätzen, welchen ihre Kampfweise folgt, tritt eine Aenderung ein, welche allerdings aus einer erheblichen Schwächung der römischen Macht hervorgegangen ist.

Wir sehen unter der Herrschaft des Tiberius (18 n. Chr.) die Römer ihre mit dem Erscheinen Cäsars in Deutschland (55 v. Chr.) begonnenen kühnen Eroberungszüge einstellen und statt dessen versuchen, das Errungene zu erhalten, wir sehen sie unter Trajan und Hadrian (98—138) jenes allmählich colonisirte bedeutende Zehntland zum Reich ziehen „als dessen Vorland und einen Theil der Provinz."

Ein naheliegendes Gebot der Kriegskunst war es, den fruchtbaren Theil des Zehntlandes, welcher die heutige Bergstrasse bildet, gegen Ueberfälle zu sichern und sich in den Besitz der östlichen Ausgänge der langgedehnten Bergschluchten zu setzen, welche den Odenwald durchziehen. Zwar hatte man den Grenzwall, den sogenannten Pfahl (vom altdeutschen pal, Grenze) oder Limes romanus gezogen, der sich von Neuwied bis an den Taunus und von da bis Regensburg an der Donau erstreckte; aber dieser Grenzwall war niemals ein eigentlicher wehrhafter Bau, er war nichts weiter als eine Demarcations- und Allarm-Linie, von welcher aus man wohl einzelne Streifzüge unternahm, welche aber, schon in Folge ihrer ungeheueren Ausdehnung, nie zu einer ernstlichen Vertheidigung dienen konnte.

Innerhalb dieses Limes schützten eigentliche Befestigungen das im Besitze der Römer befindliche Culturland. Gegen die Einfälle der gefürchteten kriegerischen Chatten wurde schon unter Tiberius auf den Höhen des Taunus eine Reihe von Castellen errichtet; eine ausgedehnte, vier Meilen lange Befestigungslinie, welche wir nach den heutigen Oertlichkeiten die Position Obernburg—Mudau benennen, hütete dadurch, dass sie den Besitz der östlichen Zugänge des Odenwaldes sicherte, das auf dem rechten Rheinufer gewonnene Culturland. Diese, durch dauerhafte

Werke, keineswegs, wie dieses anderwärts der Fall ist, den Charakter der Feldverschanzung tragende Bauten wehrhaft gemachte Position diente, wie **Franck** zweifellos darthut, als förmliche Operationsbasis bei den Feldzügen, welche zum Schutze des römischen Gebiets in jener Periode, wo die Römer unter Tiberius bis zu Alexander Severus und Maximin (18—235 n. Chr.) die eigentliche Offensive aufgegeben hatten, bisweilen nach dem Inneren Germaniens unternommen werden mussten. Es waren für die damalige Zeit durch ihre Wehrhaftigkeit ganz bedeutende vorgeschobene Werke, welche noch lange nach dem Verlust des grossen Grenzwalls unter Diocletian den Römern den Besitz des Zehntlandes sicherten.

Nach **Francks** vollkommen zuverlässiger, den Thatsachen entsprechender Darstellung bestand diese Befestigungslinie in einer Reihe von Castellen und Wachthäusern, welche auf der östlichen Mümlinghöhe, vom Ausfluss der Mümling in den Main bei Obernburg von Lützelbach an aufsteigend, in einer Ausdehnung von etwa acht Stunden einer vielfach noch erhaltenen **römischen Kunststrasse** mit theilweise vorliegendem Wall und Graben von Norden nach Süden folgt und sich bei dem Castelle von Würzberg über den sogenannten Eutergrund spaltet. Von da wendet sich ein kurzer, durch Wehren geschützter Strassenarm auf der Bullauer Höhe südwestlich nach dem Mümlingthale zurück, während der Hauptstrassenarm der Castelllinie folgt, nach Südosten vorbiegend, über Hesselbach und Schlossau in's Modauthal hinabsteigt. Diese Strasse ist längs des ganzen Plateaus rückwärts, in Entfernungen von 10—15 Minuten von einander, mit viereckigen Wachthäusern von (12—15′ im Durchmesser und 2—3′ Mauerdicke) besetzt, und ausserdem schützten sie die Castelle bei Lützelbach, Haingrund, Vielbrunn, Ohrenbach, Eulbach, Würzberg, Hesselbach und Schlossau, welche ebenfalls in ziemlich gleichen Entfernungen (ungefähr eine bis anderthalb Stunden) theils dicht hinter, theils vor der Strasse liegen. Die Entstehung dieser Castelle dürfte ungefähr, aus Gründen der dort gemachten Funde, in das Jahr 122 nach Christus zu verlegen sein.

Es ist in einem hohen Grade wahrscheinlich, dass innerhalb dieser Befestigungslinie und Mainz, der bedeutendsten römischen Niederlassung am Mittelrhein, noch Strassenverbindungen und

einzelne Befestigungen bestanden, welche Truppenkörpern, die sich innerhalb der Odenwaldlinie bewegten, den Verkehr erleichtern und Aufnahme gewähren konnten. Waren sie vorhanden, so hat jedoch die Culturarbeit vieler auf die Römer folgenden Jahrhunderte ihre Spuren verwischt, vor Allem kann (dieses ist jedenfalls durch Franck erwiesen) das Vorhandensein einer römischen Kunststrasse, ausser derjenigen, welche die Odenwaldcastelle verbindet, nirgends mit Bestimmtheit behauptet werden. Dagegen mag der Verkehr innerhalb des von uns bezeichneten Terrains durch die alten, schon längst vor der römischen Zeit vorhandenen Hochstrassen und Rennwege vermittelt worden sein. Auf diesen, für die Römer völlig tauglichen Strassen mögen auch die alten kriegserfahrenen Veteranen Dejotars auf den Odenwaldbergen vorgedrungen sein und sich die Verbindung mit dem grossen Mainzer Hauptquartier gesichert haben.

Hier hielten sich die Römer bis zur letzten Periode ihrer Herrschaft in Deutschland. Unter Valentinian, etwa 370 n. Chr., sehen wir auch diese Linie und damit die gesammte Bergsstrasse in germanische Hände fallen und zwar in den Besitz der alemannischen Stämme. Die Alemannen gehörten damals zu den Bundesgenossen der Römer und durch förmliche Abtretung scheinen sie den Besitz des reichen Landes erlangt zu haben. Nur nothdürftig behaupteten die Römer in dieser letzten Periode mit Hülfe ihrer Bundesgenossen die Herrschaft. Zuletzt auf ein kleines Territorium, auf die Gegend von Heidelberg und Mannheim, eingeschränkt, müssen sie auch hier den immer anspruchsvolleren Forderungen derselben weichen. Mit Gewalt vertreiben die Alemannen die Römer sogar aus einer Befestigung, welche diese zu ihrem Schutze auf dem Mons Piri errichtet hatten.

Die römische Herrschaft brach zusammen, wie jede Fremdherrschaft, sobald das unterjochte Volk geistig und physisch die Kraft erlangt, um Herr seiner Geschicke sein zu können. Uns aber bleiben jene Befestigungen auf den Odenwaldhöhen als Andenken an eine Epoche unserer Geschichte, welche, so frühe sie zurückliegt, doch schon eine grosse Lehre für uns enthält. Die Römer erhielten sich selbst nach der Niederlage des Varus noch Jahrhunderte lang durch die Schwäche und Uneinigkeit der deutschen Stämme. Wir sehen sogar in dieser frühesten Epoche einen

deutschen Stamm als Bundesgenossen des Fremdlings, und die Herrschaft über uns erlangt ein Volk, das gerade durch die Eigenschaften gross war, welche wir leider beinahe in allen Perioden unserer Geschichte entbehrten; ein Volk, das vor allem gross war durch sein Selbstbewusstsein und bei dem es als der höchste Schimpf galt, gegen das eigene Vaterland die Waffen zu führen; ein Volk, das eine schwache Empfindelei weder für fremde Nationalitäten noch für die Interessen einzelner Classen der Gesellschaft kannte, sondern rücksichtslos seine eigenen grossen politischen Ziele verfolgte.

Die Ausgrabungen des Grafen Franz.

Die ursprüngliche Kenntniss aller im Odenwalde vorgefundenen römischen Ueberreste haben wir dem Grafen Franz zu verdanken. Er hat das ganze System römischer Befestigungen aufgedeckt, welche auf den Höhen des linken Mainufers errichtet sind. Ausgehend von Eulbach, seinem gewöhnlichen Wohnsitze, wandte sich der Graf nördlich, östlich und südöstlich. Von der Kette römischer Befestigungen, welche auf der Hochebene, die auf dem linken Mainufer sich erhebt, erbaut sind, gibt der Graf eine Beschreibung, welche um so wichtiger ist, als sie uns eine Darstellung jener Castelle bietet, so wie er sie bei seinen Ausgrabungen vorfand. Vieles hat unterdessen der Zahn der Zeit zerstört, und die morschen Mauern der Castelle, nachdem sie einmal der schützenden Erddecke beraubt, vermochten der rauhen Odenwälder Luft nicht mehr einen solchen Widerstand zu leisten, der es möglich gemacht hätte, sie uns unbeschädigt zu erhalten. Leider that auch die Zerstörungslust das ihrige, um diese uralten Denkmale römischer Kriegsbaukunst zu vernichten, so dass künftige Jahrhunderte wohl schwerlich noch viel von ihnen vorfinden werden. Graf Franz beschreibt die Castelle in folgender Weise:

„Der Bergrücken oder die Hochebene, auf welcher Eulbach

liegt, fängt bei Mudau, fünf Stunden südwärts von Eulbach, an und erstreckt sich bis Obernburg drei Stunden nordostwärts. Diese acht Stunden lange Bergfläche ist meist ganz eben, bald breiter, bald schmäler. Nach Osten, oder gegen den Main hin liegt kein höherer Berg als dieser Bergrücken, und von ihm gehen alle Thäler aus, die nach dem Main ziehen. Den Römern also, die ihren Feind, die Deutschen, von Osten her aus den undurchdringlichen Wäldern des grossen Deutschlands erwarten mussten, war diese Position, da sie alle hier ihren Ausgangspunkt habenden Defileen beherrscht, in doppelter Rücksicht die bequemste. Diejenigen Römer, welche am Main standen, konnten hier einen sicheren Zufluchtsort finden und waren ferner durch diese Verschanzungen gegen Angriffe im Rücken gedeckt. So geeignet den Römern diese Stellung auch erschien, so zweckmässig war sie auch durch die Verschanzungen behauptet. Acht, meistentheils gemauerte Castelle habe ich bisher auf dem Bergrücken gefunden und zwar immer in Entfernungen von anderthalb bis zwei Stunden von einander. Sie waren nicht nur durch eine gepflasterte Heerstrasse, die ich an mehreren Orten noch ziemlich erhalten gefunden habe, in genauer Verbindung untereinander, sondern es zieht auch westwärts hinter denselben manchmal in einer Entfernung von nur etlichen hundert Schritten das Vallum oder der sogenannte Pfahlgraben hin, der vom Rhein bis an die Donau von so vielen Alterthumsforschern gefunden und beschrieben worden, und welches Vallum an mehreren Orten, wo es über Bergrücken hinzieht, die in der Vorzeit schon zu gangbaren Wegen gedient zu haben scheinen, noch durch besondere Verschanzungen, wovon man noch deutliche Spuren findet, an mehreren Stellen zweckmässig befestigt war und in Nothfällen den Castellen als eine noch zweckmässigere Verbindungslinie diente."

„Im Allgemeinen scheinen diese Castelle nach demselben Plan gebaut gewesen zu sein. Das, worin sie von einander abweichen, macht keinen wesentlichen Unterschied. Alle bilden längliche Vierecke mit abgerundeten Ecken, sind von dreieckig zugerichteten, auf dem Haupte sauber gearbeiteten Steinen, welche theils an einigen mit Mörtel aufgemauert, an anderen auch nur trocken aufeinander gelegt gewesen sind. Sie haben theils vier, theils zwei Thore, sind alle mit einem Graben umgeben, der —

soviel man nach den Spuren des unangetasteten Erdreichs schliessen konnte — wohl zwölf Fuss breit und 9 Fuss tief war."

„Zwischen diesem Graben und der Mauer des Castells lief eine drei Fuss breite Verme herum, die zugleich das Fundament eines jeden Castells, welches nur aus einem ungefähr einen halben Fuss dicken Lager von klein geschlagenen Steinen besteht, vor dem Hinabrutschen in den Graben sicherte. Wahrscheinlich waren diese Castelle alle mit Gesimssteinen geziert und mit Zinnen, welche mit Sattelsteinen gedeckt waren, versehen, wenigstens fand ich bei der Untersuchung mehrerer dieser Castelle Ueberbleibsel von beiden. Mehrere hatten auf dem Waffenplatze im Inneren des Castells einen Ziehbrunnen. Es lässt sich beinahe mit Gewissheit annehmen, dass jedes dieser Castelle ein warmes römisches Bad neben sich liegen hatte."

„Das erste dieser Castelle — wenn ich nämlich, was auch wahrscheinlich ist, den Zug der Römer in die hiesige Gegend und ihre Befestigungen als vom Main ausgegangen annehme — lag bei Obernburg am Main. Spuren davon sind zwar nicht mehr vorhanden, mehrere dort gefundene Inschriften aber setzen den Aufenthalt daselbst ausser allem Zweifel."

„Oberhalb Ohrenbach, anderthalb Stunden von Eulbach, auf einem Bergrücken, liegt das zweite Castell. Es bildet ein Viereck mit abgerundeten Ecken von 90 Schritten in der Länge und 80 in der Breite. Es hat in der Mitte des Waffenplatzes einen Brunnen und nur ein einziges zwölf Fuss breites Thor. Es ist mit einem Graben umgeben, der noch 6—8 Fuss tief und oben gegen 20 Fuss breit ist. Vor diesem Eingangsthor ist der Graben unterbrochen und die Unterbrechung scheint statt einer Fallbrücke gedient zu haben. Zu desto besserer Vertheidigung des Thores aber zieht sich der Wall auf beiden Seiten einige Schritte in das Castell hinein. Der Wall selbst ist nicht gemauert, sondern bloss von Erde aufgeworfen, und weil das Terrain, worauf das Castell liegt, auf mehreren Punkten sehr steil abfällt, hat derselbe oben eine Breite von 5—6 Fuss, auf der Basis aber 10—20 Fuss. Seine Höhe von innen aus beträgt 10—14 Fuss. Was diesem Castell aber ein besonderes Interesse gibt, weil dieser Umstand bei keinem von den anderen Castellen bemerkt werden kann, ist, dass parallel mit dem Thore der Waffenplatz noch durch einen

6 Fuss tiefen und 13 Fuss breiten Graben, der sich auf den beiden schmäleren Seiten dem Walle anschliesst, durchschnitten ist, und welcher zu einer zweiten Vertheidigungslinie im Castell selbst, wenn das Thor allenfalls erstürmt worden, bestimmt gewesen zu sein scheint."

„Dass an diesem Castelle gar nichts gemauert ist, solches daher sehr bald errichtet worden, und überdiesss eine Lage, durch die es über die Linie, welcher die anderen sieben Castelle folgen, sehr weit vorspringt, veranlassen mich zu glauben, dass dieses Castell ein „Castellum tumultuarium", ein in der Eile erbautes, für einen Vorposten bestimmtes gewesen sein muss, sowie dass jenes Castell, welches zunächst hinter ihm lag, nämlich dasjenige zu Vielbrunn, das eigentliche Castell gewesen sei."

„Das dritte Castell liegt unweit Lützelbach und ist im Gegensatz zu dem soeben beschriebenen bei Ohrenbach gelegenen einer von dem Beweisen, mit welcher beinahe unzerstörbaren Festigkeit die Römer zum öfteren bauten. Es bildet ebenfalls ein Viereck mit abgerundeten Ecken von 292 Fuss in der Länge und 230 in der Breite; es hatte, wie es scheint, nur ein Thor und in der Mitte seinen Brunnen. Von einem Graben war es nicht umgeben. Eine dichte, noch steinharte Mauermasse, an welcher der Mörtel nicht gespart worden, und welche auf ihrer Grundfläche noch vierzehn Fuss dick ist, konnte aber jedem Feinde Trotz bieten. Nun von allen glatt behauenen Steinen, von welchen sie gewiss bekleidet war, entblösst, steht sie aber doch, so sehr dieses Monument seiner Steine von allen Gattungen durch die benachbarten Bauern beraubt geworden zu sein scheint, an mehreren Orten noch vier Schuh über den Schutt, der es bedeckt, hervor. Abdachungen hatte die Mauer dieses Castells keine. Sie scheint aber auf der Innenseite durch Strebepfeiler noch besonders befestigt gewesen zu sein. Gesims- und Sattelsteine fand ich auch noch bei näherer Untersuchung dieses Castells. Dass der Zahn der Zeit dieses Castell so wenig verschont hat, ist um so mehr zu bedauern, weil neben demselben, nur über der Strasse, die nach dem Main führt und dicht am Castell vorbeizieht, Ruinen von zwei Gebäuden liegen, wovon das eine wenigstens auf die Möglichkeit eines Tempels führt. Dass derselbe auch nicht ohne Verzierungen war, beweist, was mir ein Maurer von Lützelbach einst

von sauber gearbeiteten Gesimssteinen sagte, die er selbst aus dem Zusammensturz dieser Gebäude nebst Resten einer Statue, die seiner Beschreibungen nach diejenige eines Pans gewesen sein wird, gezogen und zu anderem Zwecke verarbeitet habe.“

„Das vierte Castell liegt nahe bei Vielbrunn, anderthalb Stunden von Eulbach. Gerade bei diesem Castell sieht man noch sehr erkennbar eine ziemliche Strecke des mehrerwähnten Steinpflasters, welches die diese Castelle verbindende Militärstrasse bedeckte. An dieser Stelle lief dieselbe, wenn nicht durch das Castell, so doch dicht an der vorderen Seite desselben vorbei. Da der Fürst von Löwenstein hier ein Jagdhaus hat und die dabei sich befindlichen Oekonomiegebäude den ganzen Waffenplatz einnehmen und jeder Stein, den die Vielbrunner Bauern übrig gelassen hatten und noch von der Wallmauer aus dem Schutte derselben konnte gezogen werden, zu diesen Gebäuden verbraucht wurde, so lässt sich nur weniges mit Gewissheit von diesem Monument sagen. Von einem Graben war auch dieses Castell umgeben und seine Ecken abgerundet. Aus den Ueberresten lässt sich nur vermuthen, dass dieses Castell ein Viereck von 158 Fuss in der Länge und Breite gebildet haben könne. Spuren der Thore sind nicht mehr vorhanden. Mauer und Sattelsteine wurden von mir in dem Schutte gefunden.“

„Um der Lage willen, welche das fünfte Castell hat, ist dasselbe insbesondere für Eulbach sehr interessant. Es lag unmittelbar vor meinem Garten, und wer von und nach Amorbach oder Miltenberg geht, überschreitet am Ende des Platzes, auf welchem der Eulbacher Markt abgehalten wird, über die Reste seiner nördlichen Umwallung. Dieses Castell war mir gänzlich unbekannt und seine Entdeckung, die ich dem zufällig tiefer gestellten Pfluge des hiesigen Pächters verdanke, war mir als die letzte in Rücksicht der Castelle vorbehalten. Im Jahr 1806 wurde ein grosser viereckiger Stein mit einem Karniss ausgegraben. Dieses machte mich aufmerksam, zumal da ich durch sich gleich bleibende Entfernung der von mir bisher untersuchten sieben Castelle und die damit im Widerspruch stehende Entfernung des vierten vom sechsten berücksichtigte. Es musste ein Mittelglied zwischen beiden Castellen fehlen. Eine scheinbar viereckige Erhöhung im Felde schien mir zu versprechen, dass erfüllte Pflicht

und angewandte Mühe nicht vergeblich sein würden. Ich liess sofort anfangen an dem Orte zu graben. Alsbald wurde mir die Gewissheit, dass — da die Arbeit an der Ostseite, mithin auf der dem Angriff ausgesetzten Seite angefangen worden — das Hauptthor, die porta prætoria, gefunden sei.“

„Dieses Thor wurde mit vieler Sorgfalt ausgegraben, damit keiner der Steine sich verrücken möge. In zwei Tagen stand die ganze Form des Castells, freilich mit einigen Lücken, die aber seine gehabte Form und Grösse nicht im mindesten zweifelhaft machten, noch in zwei Schichten aufeinander stehender, sauber gehauener, dreieckig zugerichteter Steine vor meinen Augen. Dieses Castell bildete ein längliches Viereck mit abgerundeten Ecken von 156 Fuss in der Länge mit dem Thor, welches nur 9 Fuss Weite hatte, und 140 Fuss in der Breite. Wie ich schon bemerkt habe, stand das Hauptthor nach Osten; auf der Westseite war bestimmt keines vorhanden, denn von dieser Courtine standen die beiden Reihen Steine noch unverrückt aufeinander. Auf der Südseite hatte es wahrscheinlich ein Thor, weil man so ziemlich in der Mitte dieser sehr unterbrochenen Courtine einen Eckanlaufstein fand. Ob aber auch auf der Nordseite ein Thor sich befand und ob dieses oder die beiden Seitenthore gleich dem vorderen oder Hauptthore, oder einfacher erbaut waren, ist nicht mehr zu ermitteln. Der Bau dieses Castells war wenig verschieden von demjenigen bei Würzberg. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete ich der Nordseite, als der Hauptseite und deren Thor. Die linke Seite, vom Eintritt in dasselbe gerechnet, war sehr verwüstet. Die rechte Seite hatte sich ziemlich unverändert erhalten. Von dieser Seite des Thores stand noch alles an seinem Platze. Der grosse Eckstein mit seinem Karniss lag noch auf seiner Stelle und auf diesem eine keilförmig gehauene, mit einem Loche, dessen Bestimmung mir aber unerklärbar bleibt, und zwei Reihen Steine von der Nebenmauer des Thores standen noch beinahe unverändert aufeinander, so dass man noch deutlich sehen konnte, wie die Flügelthüren, wenn sie geöffnet waren, in eine Vertiefung, die durch das Zurücksetzen von drei Steinen aus der geraden Linie entstand, einschlugen. Wie und dass dieses Thor mit Flügelthüren geschlossen war, ein Umstand der mir bei der Untersuchung der anderen Castelle festzustellen unmöglich war, mithin

hier ein besonderes Interesse gewährt, bewiesen die zwei Pfannensteine, in denen die Angeln der Thore liefen und welche im Thore selbst lagen. Ich liess alle Steine des Thores, selbst die Anlaufsteine und andere, nummeriren, abheben, in den Park fahren, und nach dem vorher vom Ganzen genau genommenen Plane, sowie ich sie gefunden, in demselben wieder aufmauern."

„Das sechste Castell, bei Wirzberg, liegt anderthalb Stunden von Eulbach zwischen den Dörfern Wirzberg und Hesselbach. Es ist nicht nur das best' erhaltene von allen in hiesiger Gegend bekannten Castellen der Römer, sondern auch dasjenige, dem beinahe nichts von seinen herabgestürzten Fragmenten geraubt wurde. Es hat mir daher über seine ursprüngliche Bauart keinen Zweifel gelassen und gestattete dadurch auch die Construction der übrigen Castelle deutlich zu erkennen."

„Dieses Castell bildet ein längliches Viereck von 287 Frankfurter Fuss in der Länge und 259 in der Breite. Seine vier Ecken waren abgerundet, es hatte vier Thore, jedes 12 Fuss weit, und in der Mitte des inneren Waffenplatzes war ein noch unverkennbarer und, wie es scheint, ausgemauerter Brunnen. Mit der grössten Vorsicht wurde bei der Ausgrabung dieses Castells zu Werke gegangen, und die von mir ausgesprochenen Meinungen über die ehemalige Form desselben beruhen daher nicht etwa auf leeren Vermuthungen, sondern gründen sich auf wiederholte Beweise und Vernunftschlüsse."

„Das Castell war nicht mit Kalk gemauert, sondern seine Steine waren trocken aufeinander gesetzt. Auf der Rückseite der vorderen Mauer war noch eine trockene, aber ebenfalls senkrechtstehende Mauer aufgeführt, welche auf ihrer Grundfläche fünf Schuh breit war und an die sich endlich der innere Erdwall lehnte, der aus einer schwachen Böschung bestand, auf welcher man leicht auf den Wallgang steigen konnte. Der Zwischenraum zwischen beiden Mauern war mit zertrümmerten Steinen ausgefüllt. Die vier Thoreingänge waren gepflastert. Die Seitenwände dieser Thore aber waren, wie dieses an zweien aus den vier noch übereinanderstehenden Reihen Steinen sichtbar gewesen, gleich der Mauer der Courtinen auch in einer auf einen Schuh abfallenden Abdachung aufgemauert. Gewiss aus gleicher Vorsicht, damit auch hier der Druck des inneren Erdwalls die vor-

derste Mauer nicht herausdrücken könne. Wie aber diese Thore geschlossen wurden und auf welche Art die Thüren, die sie schlossen, in Bewegung gesetzt und gehalten wurden, davon fand ich, aller Vorsicht und Nachforschung ungeachtet, keine Spur. Zinnen und Sattelsteine fanden sich allerwärts vor."

„Das siebente Castell liegt zu Hesselbach, etwas über ein und eine halbe Stunde von Wirzberg. Auch dieses dankt seine Zerstörung der Zeit und der Wissbegierde der Bauern. Drei Seiten desselben sind gänzlich zerstört, doch lässt die von demselben auf der Erdoberfläche übrig gebliebene Erhöhung schliessen, dass dieses Castell ein längliches Quadrat von hundert Schritten in der Länge und achtzig Schritten in der Breite gebildet hat. Nur die Nordseite desselben ist noch insoweit erhalten, dass man sehen kann, dass das Castell ohne Wall, aber mit grossen behauenen Steinen trocken aufgemauert war. Mehrere dort gefundene Gesims- und Sattelsteine von der Form derjenigen, welche sich am Castell zu Wirzberg vorfanden, zeigten, dass es in seinen Verzierungen den übrigen Castellen gleich war."

„Das achte Castell liegt bei Schlossau, anderthalb Stunden von Hesselbach. Ehe ich von demselben näheres berichte, muss ich noch eine Vertheidigungsanstalt erwähnen, welche in der ganzen Verkettung der durch die acht Castelle behaupteten Position eine Hauptrolle spielt. Es ist der Zwing, ein zwischen Hesselbach und Schlossau gelegener schmaler Bergrücken, der durch zwei von demselben auf beiden Seiten abfallende, sehr steile Abhänge — die aber ebenso viele schmale Thäler bilden — einen so schmalen Pass bildet, dass er, hätten ihm die Römer, sowie den gegen denselben ansteigenden engen Thälern nicht eine besondere Aufmerksamkeit gewürdigt, den Castellen sowohl im Rücken wie in den Flanken sehr nachtheilig hätte werden können. Den Römern entging dieses nicht. Der enge Pass war mit einem Thor versehen, und auf beiden Seiten war dieses Thor mit Gräben flankirt, die nicht nur ausgemauert, sondern, wie dieses, auch mit Zinnen und Sattelsteinen versehen waren. Ich fand derartige Steine in Menge, sowie auch Spuren, dass das Thor ausgepflastert war. Seitdem der Fürst von Leiningen diese Ruine seinem Thiergarten einverleibt hat, sind die Steine, die ich sorgfältig sammelte, alle verschwunden."

„Weiterhin gegen Schlossau, längs dem Wege, der von Schlossau nach Hesselbach führt, liegt ein kleines Castell in seinen Ruinen. Dasselbe ist aus sorgfältig behauenen Steinen aufgemauert und bildete ein Quadrat von 29 Schritten. Es war von einem Graben umgeben und besass, wie die grossen Castelle, seine Zinnen-, Sattel- und Gesimssteine. Alles dieses ergab sich mit Gewissheit aus meinen Untersuchungen.“

„Aber noch waren die Castelle von Hesselbach und Schlossau und der mögliche Rückzug der Besatzung von dem einen in das andere nicht genug gedeckt. Näher gegen Schlossau hin, wo der Bergrücken wieder schmäler wird, soll nach der Sage des dortigen Volkes ein Thurm gestanden haben. Leider ist derselbe dem Feldbau schon längst zum Opfer gefallen. Es sind jedoch die hie und da auf dem Felde gefundenen Steinmauern wahrscheinlich noch Ueberreste dieses Baues, an dessen Zweckmässigkeit, weil man von der Stelle, wo der Thurm gestanden haben soll, sowohl nach Schlossau, als an den engen Thorpass an dem Zwing sehen konnte, nicht zu zweifeln ist. Endlich zieht nächst diesem Ort ein fünfhundert Schritt langer Graben über den Weg nach Schlossau, der sich auf beiden Seiten in Biegungen endigt, welche gegen den Abfall des Berges, da wo er am steilsten wird, sich hinziehen. Dieser Graben ist auf der Seite seines Aufwurfs mit groben Steinen aufgemauert. Der Bau der Mauer beweist, dass die Strasse nach Schlossau schon zu Römerzeiten gegangen und ein dem bei dem Zwing sich vorfindenden ähnlicher Deckelstein eines Thorpostens, den ich bei dieser Befestigung liegen sah, führte mich auf die Vermuthung, dass der Weg auch hier einst durch ein verschliessbares Thor führte.“

„Nun erst komme ich zu dem letzten, zu Schlossau gelegenen, gleich anderen unverzeihlich zerstörten Castell. Auf drei Seiten ist dasselbe durch den Pflug so eingeebnet, dass man kaum noch eine kleine Erhöhung bemerkt. Die vierte Seite ist nur in sich zusammen gestürzt, auch sieht man noch Spuren des Grabens, der dieses Castell umgab; auch fand ich mehrere Gesimssteine. Das ganze Castell wird ein Viereck von ungefähr hundert Schritten gebildet haben.“

Diese Beschreibung der Odenwaldcastelle ist die älteste und vollständigste, welche wir besitzen. Sie stimmt mit den Angaben

eines gleichzeitigen Beobachters, des Mitarbeiters des Grafen Franz, Regierungsrath Knapp, überall im Wesentlichen überein und wir glaubten daher, da der Graf ein scharfer Beobachter war, diese Beschreibung, die vieles Neue bietet, hier nicht unerwähnt lassen zu sollen. Sie zeigt namentlich die mannigfachen Abweichungen, welche die römische Kriegsbaukunst in dem unwirthlichen Germanien, bedingt durch die Terrainverhältnisse, auf den Höhen des Odenwaldes erfuhr. In dieser Weise, wie wir dieses oben erläutert, unterwarf Graf Franz die einzelnen Castelle einer wahrhaft minutiösen Durchforschung, welche nicht nur über die Technik der Römer die mannichfachsten Aufschlüsse gab, sondern auch eine Reihe merkwürdiger Funde zu Tage förderte. Das Castell zu Wirzberg liess Graf Franz in seiner primitiven Gestalt in dem Park zu Eulbach wieder aufrichten. Aus einer grossen Zahl von Steinen, welche innerhalb der Umwallung des Castells zu Tage gefördert wurden, liess der Graf, der noch in der Erinnerung an die grossartigen Denkmale Roms lebte, den Obelisken nachbilden, der sich zu Rom auf der Piazza del Popolo befindet; jenen Obelisk, den Kaiser Augustus aus Aegypten nach Rom verbringen und auf dem Campus Martius aufrichten liess, um dort als Sonnenuhr zu dienen.

Zahlreich sind die Legionssteine, gebrannten Platten und sonstige behauenen Steine mit Inschriften, welche bei den Durchsuchungen der Castelle aufgefunden wurden. Mit Ausnahme einer auf dem Breuberg aufgefundenen Platte, welche die XXIV. Legion erwähnt, sowie eines in Bullau gefundenen Votivsteins, welchen ein Centurio der VIII. Legion der Fortuna widmete, weisen die meisten Inschriften auf die XXII. Legion, die legio Dejotariana, hin. Diese Legion ist es, an welche allerwärts die im Odenwalde gefundenen Alterthümer erinnern. Zahlreiche Bäder, Spuren von bürgerlichen Niederlassungen, Grabstätten, Votivsteine und andere Ueberbleibsel aus der Römerzeit förderten die eifrigen Nachforschungen des Grafen auf den Odenwaldbergen zu Tage. Mit wahrem Schmerz sah er jede Zerstörung eines solchen Alterthums, und er versäumt nie, in seinen Aufzeichnungen in einem solchen Falle seiner Entrüstung Ausdruck zu verleihen; eine wahrhaft kindliche Freude kam aber jedesmal bei ihm zum Ausbruch, wenn er irgend einen Votivstein, eine Figur oder

sonst ein Denkmal mit wohlerhaltener Inschrift seinem Museum einzuverleiben vermochte. So entstand nach und nach eine Sammlung römisch-germanischer Alterthümer, welche an Wichtigkeit den übrigen Theilen der Sammlung nicht nachsteht und ein beinahe vollständiges Material für die Beurtheilung des Culturzustandes jenes Theils des Zehntlandes an die Hand gibt.

Die Rheinbundszeit.

Graf Franz beschäftigte sich um so lieber mit diesen archäologischen Arbeiten und vergrub sich so zu sagen in das Alterthum, je weniger die Gegenwart dazu angethan war, bei ihm Freude zu erwecken. Die politische Lage des gesammten Continents hatte sich seit dem Frieden von Luneville nicht verbessert. Das reiche, fröhliche, lebenslustige Frankreich, in welchem Kunst und Kunstgewerbe blühten, welches mehr als zwei Jahrhunderte lang durch seine Gelehrten, seine Dichter für die gesammte gebildete Welt massgebend war, sah man mit einem Male in einen ungeheueren Militärstaat umgestaltet, an dessen Spitze ein kühner Heerführer stand, dessen wohlgeschulte Armeen allerwärts den Sieg errangen. Eine feile Presse, bezahlte Geschichtschreiber feierten dieses Kaiserthum, und sorgfältig bemühte man sich durch Verherrlichung des Kriegsruhms alle die widerlichen Schäden zu beschönigen und zuzudecken, welche der prunkende Imperatorenmantel verbarg. Die Kunst, die wohl zu dem classischen Vorbild der Antike zurückgekehrt war, begab sich, kaum erwacht, in den Dienst des Imperatorenthums, und Maler und Componisten, indem sie die Cäsaren des alten Roms feierten, dichteten nur Lobeshymnen an den Imperator, der auf Frankreichs Thron sass. Und dennoch, trotz der Gewalt, mit welcher er sich umgab, sollte seine Herrschaft dahinsinken. So viele Throne er auch umstürzte, er vermochte doch von keinem derselben jenen Zauber heimzuführen, welchen die Legitimität verleiht, und die Zahl seiner Siege diente schliesslich nur dazu,

seine Feinde gegen ihn um so mächtiger zu vereinigen. Graf Franz, der Freund der Wissenschaft und der zarten Künste, hatte für diesen Militärmonarchen, den Sohn der Revolution, keine Sympathien; schon darum nicht, weil die Anschauungen, welche er sich während seines Aufenthaltes in Frankreich angeeignet hatte, die gastliche Aufnahme, welche er an dem französischen Hofe gefunden, die Freundschaft, welche ihn mit den hervorragendsten Adelsfamilien in Frankreich verband, ihn nur für die Bestrebungen der Legitimisten sympathisiren liessen. In Deutschland wandten sich seine Blicke dem alten Kaiserhause Habsburg zu, bei welchem die kleineren Reichsstände Schutz zu suchen gewohnt waren und welchem insbesondere das Erbach'sche Haus Jahrhunderte lang eine unerschütterliche Treue bewahrt hatte. Trotz wiederholter an ihn ergangener Aufforderungen betheiligte er sich daher nicht an jenen Verhandlungen in Paris, welche der Stiftung des Rheinbundes vorausgingen. Auch nach der Mediatisirung der kleineren Souveräne durch die Stiftung des Rheinbundes buhlte er nicht um die Gunst des korsischen Eroberers, sondern lebte still und zurückgezogen in Erbach, inmitten seiner ehemaligen Unterthanen, die ihm ihre schweren Klagen über die drückende Militär- und Steuerlast vorbrachten. Sein Trost in diesen schweren Stunden war die deutsche Vergangenheit, und während das grosse Vaterland unter dem Drucke Napoleonischer Herrschaft seufzte, baute er sich — hoffend auf eine Erlösung von der Fremdherrschaft — ein Tropäum römischer Kriegswaffen auf einem germanischen Altare, auf welchem in Lapidarschrift der fromme Wunsch ausgedrückt wird, dass kommende Geschlechter in Kraft, Kühnheit und Treue erblühen sollen, auf dass nie wieder der Fuss des Unterdrückers die deutsche Erde betreten möge.

Und der Wunsch des Grafen wurde erfüllt. Er kam, der grosse Augenblick, wo Deutschland, wie es einst von der römischen Fremdherrschaft befreit wurde, auch aus dem französischen Joche sich losreissen sollte. Graf Franz schloss sich der grossen Bewegung begeistert an. Der russische Staatsminister und Chef des obersten Verwaltungs-Departements, Freiherr von und zum Stein, ernannte ihn zum Bannerherrn des Odenwälder Landsturms, und mit Freuden griff der von Hass gegen den Emporkömmling erfüllte Habsburgisch gesinnte Reichs-

graf und französische Royalist zu den Waffen. Im entscheidenden Moment führte er dem bayerischen General Wrede sechs Geschütze zu, über welche er verfügte, um damit die Franzosen über den Neckar zu treiben. Die Napoleonischen Heere unterlagen in der Folge der Wucht des deutschen Anpralls, Napoleon stürzte, das französische Königthum wurde wieder hergestellt und ein neues Deutschland sollte auferstehen!

Die Bestrebungen der Mediatisirten auf dem Wiener Congress.

Nach dem Sturze Napoleons trat der Wiener Congress zusammen, welchem unter anderem die Aufgabe zufiel, Deutschland eine neue Gestalt zu verleihen und soviel als thunlich legitime Rechte zu berücksichtigen. Auch unter den Mediatisirten tauchten damals Bestrebungen auf, welche auf Wiederherstellung der alten deutschen Reichsverfassung und der früheren, mit einer angemessenen Macht zu umgebenden Kaiserwürde in dem Hause Habsburg abzielten, Bestrebungen, welche im Erbach'schen Lande durch die ehemaligen Unterthanen der Grafschaft auf das lebhafteste unterstützt wurden. Der Rheinbund hatte dem Wohlstand der einzelnen Standesherrschaften, welchen er nur neue Lasten brachte, tiefe Wunden geschlagen, und dort regte sich daher der Wunsch nach einer Neubildung Deutschlands auf Grund der früheren, angemessen zu verbessernden Reichsverfassung. Es wurde daher nicht nur Seitens der drei Linien des Erbach'schen Hauses, sondern auch unter den Angehörigen der Standesherrschaft Erbach der Wunsch rege, Graf Franz möge auf dem Wiener Congresse im Interesse der Standesherrschaft auf eine Wiederherstellung der Reichsverfassung und der früheren einfacheren Zustände, welche dem Lande weniger Lasten auferlegten, hinwirken. In einer von sämmtlichen Centgrafen und Schultheissen unterzeichneten Adresse an den Grafen heisst es:

„Eurer Erlaucht ist, was wir in den letzten sieben traurigen Jahren gelitten haben, und dass wir an den Rand des Verderbens gebracht sind, wohl bekannt. Es war ja oft eine Linderung unserer Qual, das Herz unseres angeborenen Landesherrn bei unserem Jammer bluten zu sehen.“

„Darum wagen wir getrost die flehentliche Bitte, dass es Eurer Erlaucht gefallen möge, sich unserer bei dem bevorstehenden Friedens-Congresse persönlich anzunehmen und die Gerechtigkeit und billige Rücksicht der höchsten verbündeten Mächte und ihrer erhabenen Abgesandten für ein deutsches Land zu erbitten, dessen Bewohner zuerst in der ganzen Gegend Leib und Leben an die Aufrechterhaltung der vorigen Reichsverfassung und die Vertheidigung des deutschen Vaterlandes gesetzt und wohl darum auch ihre Selbständigkeit und Verfassung verloren haben.“

Seitens des Gesammthauses Erbach und der Angehörigen der Standesherrschaft Erbach wurde eine Denkschrift in gleichem Sinne an den Kaiser von Oesterreich beschlossen, und auf Wunsch des gräflichen Hauses begab sich Graf Franz am 8. October 1814 nach Wien, um die Adresse zu überreichen. In diesem, für die Beurtheilung der Rheinbundsperiode nicht unwichtigen Aktenstücke heisst es unter anderem:

„Wenngleich die Grafschaft Erbach, sowie die zu solcher gehörigen Dynastien Breuberg und Rothenberg schon wegen ihrer gebirgigen Lage, der geringen Erträglichkeit ihres Bodens, der Entfernung von schiffbaren Flüssen und dem Mangel einer Handelsstrasse ihren Einwohnern nur sehr wenige Mittel zur Gewinnung eines auch nur mittelmässigen Wohlstandes darbietet, so hatten sie sich doch während der ersten Perioden des französischen Revolutionskrieges, und selbst wo dieser an ihren Grenzen und in ihren Gauen wüthete, in dem Stand erhalten, dass sie den Bedürfnissen der Zeit und den Forderungen des Vaterlandes überall Genüge zu leisten vermochten.“

„Einfachheit und Reinheit der Sitten — als unverletzt erhaltenes Erbe der Voreltern — Genügsamkeit und Fleiss führten diesen Zustand herbei, aber die innere Verfassung machte die Gewinnung eines solchen Zustandes auch möglich.“

„Einfach, dem kleinen Lande und denen ihm durch die

Natur gebieterisch gesetzten Grenzen seiner Ertragsfähigkeit angemessen war diese Verfassung. Hausväterlich verwendete die angeborene Landesherrschaft den Ertrag ihres Familienvermögens zur Verwaltung des Landes wie zum eigenen Bedarf, und nur insoweit dieser nicht zureichte zur Bestreitung der so mässigen Reichs- und Kreislasten, traten Landessteuern als Ergänzungsmittel ein. So bedurfte es selbst in denjenigen Zeiten, wo die Last des Krieges die Gegend des Odenwaldes am stärksten betroffen hatte, nur eines jährlichen Steueraufschlags von 20000 Gulden, um alle das Ganze angehende Bedürfnisse zu decken.“

„Schnell und grausam änderte sich dieser Zustand der Einwohner der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg, als diese von jeher selbständigen deutschen Reichstheile der grossherzoglich hessischen Souveränetät unterworfen worden waren.“

„Ohne die besondere Lage dieses Gebirgslandes und ohne dessen einmal zerstört, nur sehr langsam wieder flüssig zu machenden Hülfsquellen zu kennen oder zu würdigen, war sichtbar die ganze Thätigkeit der nun eingetretenen Finanzbehörden nur darauf gerichtet, dem neu erworbenen Lande zu denen ihm verbliebenen vormaligen Abgaben noch die ganze Reihenfolge derjenigen Staatslasten und dieses noch dazu in demselben oder grösseren Masse aufzubürden, wie sie in den übrigen hessischen Besitzungen bestunden. Der bei einem höchst beschwerlichen und kostspieligen Bau wenig ergiebige Acker des Erbach'schen Unterthanen wurde nun alsbald dem des Bewohners der Bergstrasse in der Steuer gleich, wo nicht übergesetzt. Der Gewerbsmann im Odenwald erhielt dieselben Gewerbesteuern, wie derjenige in der Residenz, und der Landwirth musste sein im Werth geringeres, aber in grösserer Zahl zu haltendes Vieh stückweise ebenso versteuern, wie der Besitzer des einträglichsten Gutes am Main oder an der Bergstrasse.“

„Dabei musste der Erbach'sche Unterthan zu Capital- und Zinszahlung der früheren Schulden seines neuen Oberherrn und dessen Landes beitragen; seine eigenen Landesschulden der Vorzeit aber nach wie vor abgesondert und allein verzinsen und bezahlen.“

„Er, dem jeder Gewitterregen die Zernichtung seiner Ernte droht, und dem die Sicherung gegen seine vielen reissenden Ge-

birgswasser allein obliegt, musste bedeutende jährliche Beiträge zur Erhaltung des Rheinufers in den Gemarkungen einiger Hessen-Darmstädtischer Dorfschaften liefern, und sogar nöthigte man ihn, der seiner Herrschaft und ihrer im Lande noch befindlichen Behörden nach wie vor das benöthigte Brennholz zu zuführen hat, auch auf eine Entfernung von 8 bis 12 Stunden das Holz aus den Hessen-Darmstädtischen Waldungen nach Darmstadt in der Frohn zu fahren, damit der Darmstädtische frohnbare Unterthan Erleichterung erhalte und der Bürger der hessischen Residenz wohlfeileres Holz kaufen könne."

„Die vormalige Landesherrschaft musste diesem Unwesen mit stummem Schmerze zusehen, weil jede Theilnahmebezeugung an diesen Leiden ihrer Unterthanen für sträfliche Einmischung in die Regentengewalt galt!"

„Wenn sie gleich forthin die im Lande befindlichen Behörden aus eigenen Mitteln bezahlte, so fand darin doch der Unterthan darum keine Erleichterung mehr, weil eine, wie es scheint, nur im Gefühl des eigenen Unrechts entstandene misstrauische Politik neben die vorigen Localstellen auf Kosten der Landeskasse eine Masse von mit- und nebenverwaltenden Hoheitsdienern gestellt hatte, die schon durch unerträglich erweiterte Geschäftsformen und vervielfachte Geschäftsgebühren den armen Unterthanen mehr kosteten, als wohl die ganze Verwaltung hätte kosten sollen."

„Dabei war das Loos der vorigen Landesherren dem ihrer Unterthanen ganz gleich, ja wo möglich noch trauriger."

„Während ihnen über 12000 Gulden in den Augen jedes Unbefangenen als gutsherrlich erscheinender jährlicher Renten entzogen wurden, belastete man das ihnen verbliebene Einkommen auf eine solche unerhörte Weise mit Steuern, dass — um nur eines Beispiels zu erwähnen — eine Linie des Hauses, welcher nach solcher Revenuenbeschneidung und nach Abzug der auf ihrem Einkommen lasten gebliebenen Prästationen an Staatsdienerbesoldungen und sonstigen Realverpflichtungen kaum 10000 Gulden jährlich zur eigenen Lebsucht verblieben — wie dieses alles aus den von den Behörden des Souveräns selbst aufgestellten Etats hervorgeht — seit dem Jahr 1809 die Summe von 41,561 Gulden, mithin beinahe ihr ganzes etatmässiges Einkommen, abgepresst worden ist."

„So flossen, während dieser Leidenszeit des Rheinbundbestandes von Herrschaft und Unterthanen erpresst, aus der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg wohl bei 1,200,000 Gulden in die Casse des Souveräns, während Landesherrschaft und Unterthanen, die ihnen in der Vorzeit aufgelegenen und zur Verwaltung des Landes vorhin hinreichend gewesenen Lasten zum bei weitem grösseren Theil weiter getragen haben."

„Der zur Existenz auf ein halbes Jahrhundert hinaus bestimmt gewesene Vorrath an Holz ist durch diese Ausbeutungen in wenigen Jahren nun aufgewendet und mit dem Versiechen dieser einzigen Hülfsquelle eine solche allgemeine Erschöpfung eingetreten, dass auch der sonst im Wohlstand befindlich gewesene Unterthan zu den ersten Lebens- und Nahrungserfordernissen greifen muss, wenn er den rücksichtslosen Executionen der Steuer beitreibenden Behörden noch auf kurze Zeit entgehen will."

„Die Einwohner der Grafschaft Erbach und Herrschaft Breuberg würden sich mit ihrer angeborenen Landesherrschaft der Verzweiflung überlassen sehen, wenn ihnen nicht der Gedanke Kraft und Trost gewährte, dass die erhabenen Wiederhersteller des Rechts und der Ordnung in Deutschland auch sie bald des unerträglichen Druckes entheben und ihnen eine Verfassung wiederzugeben geneigtest geruhen werden, in welcher es dem Bürger wieder möglich sein und zur Freude werden kann, für die Erhaltung und den Wohlstand seiner Familie, für Staat und Vaterland thätig zu sein."

Des Grafen Ankunft zu Wien fiel in eine Zeit, wo der Congress zwar noch nicht förmlich eröffnet war, wo sich aber die mit Ordnung der deutschen Angelegenheiten betrauten Gesandten bereits zu Conferenzen vereinigten. Es schien daher für die Mediatisirten der Zeitpunkt geeignet, einen öffentlichen Schritt im Interesse ihrer Sache zu thun. Es waren von diesen früheren Ständen des Reichs in Wien anwesend: Die Frau Fürstin von Fürstenberg, die Fürsten von Wied-Neuwied, die Fürsten von Löwenstein-Rochefort und Löwentein-Freudenberg, die Fürsten von Hohenlohe-Barstenstein und Solms-Braunfels. Die gräflichen Häuser waren vertreten durch die regierenden, beziehungweise Erbgrafen von Erbach, Solms-Laubach, Stolberg, Bentheim

und Görtz, ferner waren die Geschäftsmänner mehrerer Häuser anwesend. Nach mehreren abgehaltenen Conferenzen wurde beschlossen, S. Majestät dem Kaiser Franz die oben erwähnte Denkschrift des Erbacher Landes, als ein Beispiel für die Lage der mediatisirten Häuser und diejenige ihrer Unterthanen, durch eine Deputation überreichen zu lassen. In diese Deputation wurden die Frau Fürstin von Fürstenberg, Fürst von Neuwied, Landgraf von Fürstenberg und Graf Franz von Erbach erwählt. Der Deputation wurde am 22. October von Kaiser Franz Audienz ertheilt. Sie wurde von dem Grafen Wrbna, K. K. Oberst-Kämmerer, an der Treppe empfangen und zu S. Majestät geleitet. Die Anrede der Frau Fürstin von Fürstenberg war folgende:

„Das Zutrauen meiner Mitstände verschafft mir das Glück vor dem Angesicht Eurer Kaiserlichen Majestät zu erscheinen. Ich könnte in Verlegenheit sein vor dem grössten Monarchen zu sprechen, wenn unsere Sache nicht die gerechteste wäre, welche je vor den Thron Eurer Kaiserlichen Majestät gebracht worden ist. Die vor Eurer Kaiserlichen Majestät erscheinenden deutschen Reichsstände und ihre Familien haben seit unvordenklichen Jahren mit unerschütterlicher Treue an Deutschlands Constitution und dem erlauchten Kaiserhause gehangen. Diese Treue am Kaiser und Reich haben ihre Väter und Ahnen zu aller Zeit und noch im letzten entscheidenden Feldzuge, sie selbst und ihre Kinder mit ihren Blute besiegelt. Dafür aber sind sie von ihren angeborenen Rechten, von dem wohlerworbenen Erbe ihrer Ahnen, ja sogar von ihrem Eigenthume entfernt und in einen schlimmeren Zustand versetzt worden, als der letzte ihrer vormaligen Unterthanen. Aus den Händen der gerechten und weisen Monarchen, welche Europa die Ruhe nicht nur wiedergeben, sondern auch sichern wollen, erwarten sie vertrauensvoll die Zurückgabe ihres väterlichen Erbes und der unveräusserlichen Rechte ihrer Häuser. Indem ich Eurer K. Majestät unsere in gegenwärtiger Schrift enthaltene allerunterthänigste Bitte in tiefster Ehrfurcht zu Füssen lege, darf ich im Namen so vieler treuer deutscher Reichstände das Wort aussprechen, dass wir keine Gewährleistung einer Verfassung voraussehen, wenn nicht der Vater so vieler und so grosser Völker sich bewegen lässt, auch unser Vater und

Kaiser wieder zu werden. Gottes Gnade, die uns bis hierher geführt hat, wende das Herz unseres guten Kaisers wieder zu uns, und lenke seinen Willen, auf dass er zu Deutschlands Heile wieder nach dem Besitz desjenigen greife, was in anderen Händen nothwendig ein Keim innerer Zerrüttung und sogar eine Waffe gegen ihn selbst werden könnte."

Kaiser Franz, sagt unser Bericht, war tief gerührt. Am Schlusse der Rede bemerkte man Thränen in seinen Augen, er ergriff die Hände der Fürstin, drückte sie mehrmals mit Heftigkeit und erwiderte:

„Was Deutschland in den letzten Zeiten gelitten hat, wie viele vormals grosse und mächtige Häuser unterdrückt worden sind, wovon das Ihrige, liebste Fürstin, ein lebendiges Beispiel ist, weiss Ich mehr als zu gut. Ich habe Meine lieben Deutschen kennen gelernt, und es ist Mir unendlich rührend und schmeichelhaft den Ausdruck dieser Anhänglichkeit neuerdings zu vernehmen. Glauben Sie sicher, dass Ich alles, was in Meinen Kräften steht, anwenden werde, um Deutschlands Ruhe und Wohlfahrt für die Zukunft zu sichern. Ich bin schon von mehreren Seiten angegangen worden, die Deutsche Krone wieder anzunehmen, und es ist auch Mein Wunsch, wenn dessen Erfüllung mit dem Interesse Meiner eigenen Länder sich vereinigen lässt. So gerührt Ich durch Ihre Anrede bin, so wenig bin Ich in Verlegenheit Ihnen zu antworten, denn Ich habe keinen andern Wunsch noch Willen als den nach Recht und Gerechtigkeit und dass Jedem das Seinige wieder werde. Sie werden auch aus dem Verlaufe der Verhandlungen sehen, dass dieses Mein steter und einziger Wille war. Ich weiss nun, was die Deutschen für ein gutes und braves Volk sind, und Sie können darauf zählen, dass Ich Ihr geachtetes und billiges Verlangen, soviel an Mir liegt, unterstützen werde."

Nachdem S. Majestät sich wieder gesammelt, nahm Graf Franz von Erbach das Wort und überreichte S. Majestät als Beleg zu der Leidensgeschichte sämmtlicher mediatisirter Herren und ihrer Unterthanen die bereits oben mitgetheilte, von sämmtlichen Amts- und Ortsvorständen der Grafschaft Erbach unterzeichnete Bittschrift mit kurzer Darstellung der dermaligen erschöpften Lage der Bewohner und empfahl dieselbe der Berücksichtigung S. Majestät. Kaiser Franz antwortete Folgendes:

„Glauben Sie, dass Ich Ihre Lage kenne und dass Ich ganz genau davon unterrichtet bin, sowie, dass Ich alles zu Ihrer Erleichterung thun werde. Es ist Meine Pflicht, für die Deutschen zu sorgen. Die bisherigen Schindereien müssen aufhören. Ich bin viel weniger abgeneigt Ihnen auf Ihre Bitte zu antworten, wie die anderen Monarchen.“

Graf Franz von Erbach wiederholte nun den Wunsch aller Deutschen, dass es S. K. Majestät gefallen möge, die deutsche Reichskrone wiederum zu übernehmen, mit dem Bemerken, dass nur in diesem Schritt eine sichere Bürgschaft für Deutschlands künftiges Glück liege.

Kaiser Franz äusserte hierauf mit sichtbarer Rührung:

„Es ist sehr schmeichelhaft, was Sie Mir sagen, doch dieser Punkt bedarf näherer Prüfung. Ich werde thun, was sich mit der Wohlfahrt Meiner Erblande vertragen kann. Es gibt kein treueres Volk als die Deutschen, die Ich mit keinem anderen Volk vertauschen möchte, und die wahre Liebe, die Mir bewiesen wird, thut meinem Herzen sehr wohl.“

Hierauf bemerkte Herr Landgraf zu Fürstenberg, dass es zu wünschen wäre, dass man S. K. K. apostolischen Majestät eine Darstellung der unglücklichen Lage der unterdrückten vormaligen Reichslande vorlegen könne, dass jedoch die von den Grafen zu Erbach übergebene Adresse hinreichen werde, um die Wichtigkeit der Bitte sämmtlicher unterdrückten vormaligen Reichsstände auch von Seiten ihrer Unterthanen zu belegen. Hiermit war die Aufgabe der Deputation erledigt und S. K. Majestät entliess dieselbe mit Bezeugung allerhöchster Huld.

Nicht so glücklich waren die Mediatisirten bei den Monarchen von Russland und Preussen, welche auf das Audienzgesuch der Deputation der Mediatisirten gar keine Antwort ertheilten. Diese, sowie die von anderer Seite unternommenen Versuche zur Wiederaufrichtung der deutschen Kaiserwürde in dem Hause Habsburg und Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung in verbesserter Form standen im Widerspruch mit der russisch-preussischen Politik, welche Oesterreich nicht mehr den früheren Einfluss auf die deutschen Angelegenheiten einräumen wollte. Unter den Mittelstaaten waren es Bayern und Württemberg, welche insbesondere allen Versuchen einer Wiederherstellung der früheren

Reichsverfassung und besonderer Rechte an die durch die Rheinbundsakte unterdrückten Reichsstände entgegentraten. In Folge dieser sich geltend machenden Einflüsse blieben auch alle Versuche der Mediatisirten bei den Ministern der verschiedenen Staaten vergeblich. Auch waren alle Versuche, eine Verfassung in dieser Rücksicht auszuarbeiten unklar und unvollständig. Niemand hatte eine Ahnung von der Zukunft und konnte errathen, von welcher Wichtigkeit es gewesen sein würde, wenn neben dem Bund mit dem Kaiser als Oberhaupt eine aus einem von den Mediatisirten gebildeten Oberhause und einem durch die Bevölkerung beschickten Unterhause bestehende Repräsentation der gesammten Nation zur Geltung gekommen wäre. Günstiger zeigte sich Hannover, doch erwiesen sich die Bestrebungen von dieser Seite erfolglos, und Oesterreich selbst wurde schliesslich in seinen Entschlüssen wankend. Bemerkenswerth für den Gang der Verhandlungen und für die Motive, welche gegen die Wiederaufrichtung der deutschen Kaiserwürde geltend gemacht wurden, ist folgende Note des Hannöver'schen Gesandten Grafen Münster, welche wir hier ihrem vollen Wortlaut nach wiedergeben. Sie lautet:

„Der unterzeichnete Cabinetsminister und erste Bevollmächtigte S. Grossbrittannischen und Hannöverischen Majestät beim Congress zu Wien hat die Zuschrift zu erhalten die Ehre gehabt, womit die Herren Bevollmächtigten mehrerer deutschen Höfe die von ihnen am 16. November an die Höfe von Wien und Berlin gerichtete Note ihm zur Mittheilung an S. K. Hoheit den Prinz-Regenten von Grossbrittannien und Hannover haben zukommen lassen. Er erlaubt sich, Ihren Excellenzen, Hoch- und Hochwohlgeborenen bei dieser Gelegenheit zugleich für das unschätzbare Zutrauen seinen ganz ergebensten Dank darbringen zu dürfen, womit dieselben ihn durch den Antrag im Namen ihrer Höfe beehrt haben, Ihren Wunsch für die Wiedereinführung der Kaiserwürde in Deutschland bei dem Comité, welches sich mit der Entwerfung des Planes zu einer Bundesakte beschäftigt, in Vorschlag zu bringen."

„Der Unterzeichnete theilt vollkommen die Ueberzeugung, dass der zweckmässigste Weg, um zu einem befriedigenden Bundesverein aller deutschen Staaten zu gelangen, der gewesen sein würde, die alte Reichsverfassung als Grundlage beizubehalten, die

Erfahrungen der letzten verhängnissvollen Epoche zu benutzen, um die Gebrechen zu vermeiden, welche die Reichsverfassung vorher untergraben hatten. S. K. Hoheit der Prinz-Regent hatten diese Ansicht des Unterzeichneten vollkommen genehmigt und dessen Instruktion in Beziehung auf die deutschen Angelegenheiten demgemäss zu ertheilen geruht. Es wird bei dieser Gelegenheit nicht überflüssig sein zu bemerken, dass die Absicht, die Kaiserwürde aufrecht zu erhalten, mit desto grösserer Consequenz von Hannover verfolgt werden konnte, als S. K. Majestät von Grossbrittannien in ihrer Eigenschaft als Kurfürst des heiligen römischen Reichs die Aufhebung der Verfassung desselben niemals als gültig hätten ansehen wollen. In diesem Sinne war auch auf die von dem K. K. österreichischen Hofe zu seiner Zeit erfolgte Anzeige wegen Niederlegung der deutschen Kaiserkrone von S. K. Majestät erwidert worden, dass sie diesen Schritt als einen erzwungenen nicht anerkennen könnten, und dass sie das Reich und dessen Haupt als dem Rechte nach bestehend fortwährend ansehen würden."

„Auf diese Vorgänge gestützt, hat der Unterzeichnete von der Zeit des Beitritts Oesterreichs zur Allianz an auf Befehl seines Hofs alle Mittel der Ueberredung angewendet, um Oesterreich zu bewegen, die deutsche Kaiserwürde von Neuem anzunehmen. Diese Bemühungen sind aber wegen der dagegen eintretenden Schwierigkeiten vergebens gewesen und K. K. österreichischer Seits hat man sich auf keine Art erklärt, bis endlich im Pariser Frieden die bekannte Bestimmung erfolgt ist, dass die unabhängigen Staaten Deutschlands durch ein förderatives Band vereinigt werden sollen. Grossbrittannien und Hannover sind dem Pariser Frieden beigetreten und, wenn demohngeachtet die Meinung und der Wunsch S. K. Hoheit des Prinz-Regenten in obiger Hinsicht unverändert blieb, so können sie denselben dennoch jetzt nur noch als einen solchen ansehen, den eine freie Uebereinkunft mit den paciscirenden Theilen allein zur Wirklichkeit bringen, der aber nicht im Widerspruch mit Negotiationen durch Ihre Minister aufgestellt werden darf, die sich auf die obige Vereinigung gründen."

„Wäre aber der Wiedereinführung der Kaiserwürde in dem Pariser Frieden keine Negotation vorhergegangen, hätten andere

Mächte nicht auf deren Aufhören Rücksicht genommen, so würde der Unterzeichnete der Ansicht, welche in der gefälligen Aeusserung, die ihm durch den Herzoglich-Braunschweig'schen Herrn Geheimerath von Schmidt-Phiseldeck zugekommen, enthalten ist, nämlich die Behauptung, als schlösse der oben erwähnte Artikel des Pariser Friedens die Ernennung eines Bundesoberhauptes nicht aus — beipflichten; wie die Sache aber liegt, glaubt er sich auf die Vorlegung dieser seiner Antwort bei dem Comité um so mehr beschränken zu müssen, da die Absicht der deutschen hochfürstlichen Höfe, Ihren Wunsch in Ansehung jenes wichtigen Gegenstandes an den Tag zu legen, durch deren an den K. K. österreichischen und K. preussischen Hof gerichtete und auch dem Unterzeichneten mitgetheilte Note erfüllt ist. Gerne würde derselbe jenen Wunsch noch weiter zu unterstützen gesucht haben, wenn er dazu Erfolg versprechende Mittel vor sich sähe. Es war in dieser Rücksicht, als er auf den ersten durch den Herrn von Schmidt-Phiseldeck ihm gewordenen Antrag das Begehren geäussert hatte, dass er von den Rechten, welche man der Kaiserwürde beizulegen gedenke, auch von den Mitteln unterrichtet zu werden, die man dem künftigen Kaiser würde anvertrauen wollen und können, um ihn in den Stand zu setzen mit Nachdruck zu handeln."

„Von diesem letzten Punkt schweigt die erhaltene Antwort. Schwerlich würde selbst die geringe Gewalt, die ein römischer Kaiser im Reich in den letzten Zeiten besass, anders als durch die Anvertrauung einer militärischen Gewalt, z. B. einer permanenten Reichsarmee, ersetzt werden können. Ohne eine Verfügung derart, würde Oesterreich eine Würde ohne Realität und Einfluss nicht leicht übernehmen. Aber die Uebertragung solcher Mittel würde auf der anderen Seite in den Ansichten der grösseren deutschen und einiger europäischen Höfen grosse Schwierigkeiten finden."

„Der Unterzeichnete wird nicht verfehlen, die erhaltene Note der hochfürstlich deutschen Höfe seinem allergnädigsten Herrn mitzutheilen, der darin einen schätzbaren Beweis des Zutrauens seiner hohen ehemaligen Mitstände finden und dankbarlichst erkennen wird."

„Der Unterzeichnete hat die Ehre ihren Excellenzen, Hoch- und Hochwohlgeborenen bei dieser Gelegenheit seiner besonderen Hochachtung zu versichern.“

Wien, 25. November 1814.

Graf von Münster.

Durch diese Note waren die Versuche zur Wiederherstellung der früheren Reichsverfassung als beendigt anzusehen. Als später die kleineren Souveräne des ehemaligen Rheinbundes — von Hessen abwärts — die Zulassung zu den Berathungen über die zukünftige Verfassung Deutschlands erlangten, benutzten die in Wien anwesenden Mediatisirten diesen Anlass, um ein ähnliches Gesuch vorzubringen, und verlangten abermals die Ernennung eines Reichsoberhauptes, sowie Gleichstellung mit ihren durch Napoleon auf ihre Kosten vergrösserten ehemaligen Mitständen. Unterdessen waren auf dem Congresse jedoch lebhafte Differenzen wegen des zukünftigen Schicksals von Polen und Sachsen ausgebrochen, die Angelegenheit verschleppte sich und der Graf, sowie seine Standesgenossen, welche keinen Weg offen sahen, um ihren Anträgen Gehör zu verschaffen, verzichteten Anfang December 1814 schliesslich auf weitere Versuche. Aus den Berathungen ging, wie bekannt, die Verfassung des deutschen Bundes hervor, welche — entstanden auf einem Congresse, dessen Verhandlungen durch die mannigfachsten Differenzen und Zwischenfälle gestört wurden — in sich selbst bereits den Keim zu neuer Zwietracht bargt.

Eulbach und die Anlage der Hirschgallerie.

Nach dem Wiener Congress zog sich Graf Franz völlig in das Privatleben zurück. „Wohl dem, der in seinem Hause und in seinen Umgebungen das Glück seines Lebens findet,“ war in jener Epoche sein Wahlspruch. Unweit Erbach, mitten in uraltem Hochwald, an der Stelle eines im dreissigjährigen Kriege ausgegangenen Dorfes, befand sich eine Försterwohnung, von welcher

aus man den Blick auf eine weite grüne Waldwiese genoss. Hierher zog sich der Graf zurück. Hier pflegte er das edle Waidwerk und erlegte den König der Wälder, mit dessen majestätischen Geweihen er sein heute zu einem Schlösschen ungestaltetes Jagdhaus schmückte. Er lebte der Kunst, bereicherte seine Bibliothek mit kostbaren kunstgeschichtlichen Werken und schuf in Eulbach selbst zahlreiche Kunstwerke, Elfenbeinschnitzereien und Werke der Dreherkunst. Den ganzen Tag war er geschäftig und kein Tag verging, an welchem er nicht eine nützliche Schöpfung zu Tage gefördert hätte.

Er suchte hier, obwohl mediatisirt, die Bürde zu erleichtern, die auf seinen ehemaligen Unterthanen lastete. Er brachte Opfer für Kirchenbauten, baute die Mehrzahl der Schulhäuser auf eigene Kosten um und liess durch seine zweite Gemahlin eine Industrieschule errichten. Seine Parkanlagen, Wegbauten und Strassenanlagen beschäftigten zahlreiche fleissige Menschen. Im Hungerjahr 1817 öffnete er den Nothleidenden seine Speicher. Mit der ganzen Lebendigkeit seiner thatenlustigen Natur suchte er das Emporkommen der Kunstindustrie im Odenwalde zu fördern. Er war, wie bereits erwähnt wurde, selbst Dreher und Elfenbeinschnitzer — noch ist das Erbach'sche Haus im Besitz von Kunstwerken, die aus seiner Hand hervorgegangen sind — und suchte nun unter den Angehörigen der Grafschaft diese Kunstfertigkeit zu verbreiten. Er schaffte für Tausende von Gulden Material und Werkzeug an, und so gelang es ihm, ungeschulte Handwerker zu tüchtigen Kunsttechnikern heranzubilden. Erbach und Michelstadt sind heute der Sitz einer regen Kunstindustrie, und die Elfenbeinschnitzwerke, welche dort gefertigt werden, finden nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, Amerika und England ihren Absatz. Er errichtete Volksküchen und — ein ächt patriarchalischer Landesherr der guten alten Zeit — sorgte er, nachdem er für so Vieles gesorgt, auch für das Vergnügen seines Volkes. Er schuf den Eulbacher Markt, ein Volksfest, bei welchem nicht nur die gesammte Bewohnerschaft des Odenwaldes zusammenströmte, sondern bei welchem sich sogar Besucher aus Darmstadt und dem fernen Frankfurt und Heidelberg einfanden, um sich an der Originalität eines unverfälschten Volkslebens zu freuen. Unter fröhlichen Menschen

bewegte sich hier Graf Franz und erfreute sich an dem Glücke, das unter den Bewohnern der einsamen Gebirgsdörfer in Folge seiner rastlosen Thätigkeit Einzug gehalten. Die Hauptfigur jenes Eulbacher Volksfestes war Forstmeister Louis, damals ein kräftiger Vierziger, dessen launige Einfälle ihn weit und breit berühmt gemacht hatten. Noch manchem der heutigen Generation steht die Riesengestalt im Försterhabit mit dem gewaltigen Meerschaumkopfe in Erinnerung, und manche Schnurre von ihm, unter welchen seine „letzte Beichte“ nicht die schlechteste ist, hat die Tradition uns erhalten. Louis starb 1846 als hoher Achtziger. Noch in seinem höchsten Alter rühmte er sich mit Wohlbehagen seiner jugendlichen Missethaten, und selten hat wohl am Abend seines Lebens ein Mensch befriedigter auf sein Thun zurückgeblickt.

Um jene Zeit, wo er den Eulbacher Markt gründete, beschäftigte sich Graf Franz auch vorzugsweise mit der Vervollständigung jener grossartigen Geweihsammlung, welche die Räume des Erbacher Schlosses schmückt. Allerwärts, namentlich in Süddeutschland, wurde nach grossen Geweihen geforscht und die Schätze der Nachbarländer wurden von dem unermüdlichen Sammler ausgebeutet. Ueberall hin warf er seine Netze aus, in die alten Reichsstädte, die Schlösser, Burgen und Jägerhäuser. Nach dem engeren oder weiteren Vaterland der Träger edler Gehörne wurde nur in zweiter Linie gefragt. Hie und da glückte der Versuch ein ganzes Nest dieser jagdlichen Seltenheiten auszuführen. Als besonders thätiger Beistand in dieser Sammlerpassion des zu jener Zeit bereits allerwärts bekannten Gründers der Erbacher Sammlungen darf auch hier der joviale Forstmeister Louis nicht vergessen werden. Diesem Freunde und Jäger von altem Schrot und Korn wurden viele erfolgreiche Missionen übertragen, bei welchen sich ein alter Wahlspruch des Hauses: „Mit Gott und Glück, das ist mein Meisterstück“ in den meisten Fällen bewährte.

Dem feinen künstlerischen Geschmacke des Enkels war es jedoch erst vorbehalten das, was Graf Franz sammelte, in einem grossen Raume zu vereinigen und in dem unter dem Namen „boisirte Hirschgallerie“ bekannten Saale einen Prunkraum herzustellen, wie ihn kaum ein Königsschloss schöner und prächtiger aufzu-

weisen vermag. S. Erlaucht Graf Eberhard entschloss sich aus Rücksicht für die Vorliebe, welche der Gründer der Sammlung für die Holzbildhauerei zeigte, den Plafond eines Prunksaales in dem Schlosse Roth zur Ausschmückung der Gallerie zu verwenden. Diese Riesendecke besteht aus einem einzigen durch seine Ausdehnung, Geschmack und Kunstfertigkeit hervorragenden Holzganzen. Dasselbe ist in eine Menge einzelner Casetten getheilt und in verschiedenen Hölzern geschnitten. Die im Jesuitenstil gehaltenen Reliefarbeiten fallen durch ihre Höhe und Klarheit jedem Besucher auf. Forschungen in der von Abt Stadelhofen verfassten Chronik des Klosters Roth ergaben fast mit Gewissheit, dass ein Prämonstratenser Prälat Joachim Gietler (1611—1631) der Erbauer dieses Kunstwerkes war. Wappen, Guirlanden, Laubwerk und Engelsköpfe bilden in bunter Abwechselung den bildnerischen Schmuck des Werkes. Auf dem Mittelstück sieht man nebeneinander das Wappen des reichsunmittelbaren Prämonstratenser Klosters Roth, sowie das angenommene Wappenschild des Erbauers der grotesken Decke. Bischofsmütze und Pastorale figuriren an der Spitze. Der von den alten Norbertinern gewählte Fisch mit dem Bischofsringe als heraldisches Zeichen ist ein von der Rettung des Propheten Jonas hergeleitetes Symbol für die Wiederauferstehung. Die Sage geht, dass dieses grossartige Werk unter Abt Joachims Regierung in Strassburg geschnitten wurde. Prälat Moritz liess die Decke aus dem Kloster in das Schloss zu Roth übertragen. Auch die am Ende der Gallerie befindliche Thür ist dem Schlosse zu Roth entnommen.

Unter den Geweihen erscheint das riesenhafte Schaufelgehörn eines Schelchen (Schelo, Trogelaphus, cervus elaphus) als das merkwürdigste Stück der Sammlung. Der vollständig conservirte Schädel mit seinen colossalen, halb fossilen Schaufeln wurde 1199 in der Grafschaft Monaghan in Irland ausgegraben, von einer Gräfin von Salis erworben und 1821 in die Sammlung gestiftet. Unter den Geweihen europäischer Hirsche überrascht ein seltsames hochweites Prachtgeweih eines fränkischen Hirsches von immenser Stärke und unübertroffener Eleganz der Formen Es hat 24 Enden und wird Höhe, Stärke und Massenhaftigkeit der Stangen nur von dem 26 Enden zählenden Gehörn eines Schwarzwälder Hirsches übertroffen, welches 1762 im badischen

Revier Kuppenheim gefunden wurde. Ein weiteres 32 Enden zählendes riesenhaftes Gehörn von weiten Dimensionen stand während 170 Jahren über dem Laden eines Pfefferkuchenbäckers in Nürnberg. Einen gewaltigen Dreissigender erwarb der Sohn des Grafen Franz, Graf Carl, als Offizier zu Ulm. Eine grössere Zahl gewaltiger Gehörne gehörten Hirschen an, welche Herr Graf Eberhard in den letzten Jahren auf seinen Jagden in der Bukowina erlegte. In Ganzen schmücken 72 Geweihe capitaler Hirsche die Wände des Saales, und was die Masse stärkerer Geweihe anlangt, übertrifft die boisirte Hirschgallerie selbst die Sammlungen des ehrwürdigen Kurfürsten- und Königsschlosses Moritzburg.

Neben der Geweihsammlung bemühte sich nun Graf Franz eine vollständige Sammlung aller J a g d s c h u s s w a f f e n von denjenigen des Mittelalters bis auf die kunstfertigen Erzeugnisse der Neuzeit zusammen zu bringen. Diese gleichfalls in der boisirten Hirschgallerie aufgestellte Sammlung von Jagdschusswaffen umfasst 433 Nummern. Unter den Armbrüsten und Büchsen befinden sich wahre Prachtwerke. Wir erwähnen eine Büchse mit Elfenbein-Einlage und geätzten Radirungen, deren künstlerische Darstellungen bestimmt waren, den Regierungsantritt des Fürstbischofs Conrad von Gemmingen in Eichstett (1595) zu verherrlichen. Wie in Camoens Luisaden die christliche Heiligenwelt mit der antiken Götterwelt sich vermischt, so erscheint auch hier die Mythe in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Ereignisse, welches der Künstler verherrlicht. Venus spielt mit Amor, und eine gefesselte Jungfrau harrt der Erlösung. Graziöse Gruppen und Wildhatzen füllen die Seite, auf welcher das Schloss angebracht ist. Dem Schlosse gegenüber hält Perseus das vom Rumpfe getrennte Medusenhaupt, aus dessen Blute der geflügelte Pegasus sich erhebt; den Backenflügel nimmt dagegen eine Königsscene aus Ovids Epik ein. Den Vorderschaft schmücken malerisch gruppirte Wildhatzen. Ein bacchischer Genius thront auf der unteren Reihe; hierauf folgt Abrahams Opfer, hierauf der gefesselte Prometheus und endlich Lucrezia. Das Ganze ist eine der zierlichsten Schöpfungen des Kunsthandwerks, welche die Periode der Renaissance aufweist.

Die Hirschgallerie in ihrer gesammten Anordnung erscheint als eine Schöpfung gewählten künstlerischen Geschmacks, und in

einer wahrhaft genialen Weise sind Trophäen und Embleme aller Art zur Verherrlichung des edlen Waidwerks vereinigt.

Letzte Lebensjahre.

Ein heiterer Lebensabend folgte diesem mannigfachen und thätigen Wirken. Die Freude an seinen Sammlungen, ihr stetiges Wachsthum und der Ruhm, ihr Schöpfer zu sein, der joviale Verkehr mit seinen alten Dienern und Freunden: Knapp, Kehrer und Louis, verschönerten das Greisenalter des Grafen, doch mögen ihn auch manchmal die ersten heiteren Jugendeindrücke umgaukelt haben, die Erinnerung an die üppige Luft an dem sonnigen feinen Hofe zu Versailles, wo mitten in den Freuden des Hoflebens in ihm der Sinn für antike Schönheit erwachte, Bei Gelegenheit der Königskrönung Ludwig XVIII. sehen wir den alten Legitimisten nach Rheims wallfahrten und dort das Erbach'sche Haus mit all' dem Glanze vertreten, der den deutschen Reichsgrafen umgab.

Für ihn war es eine Genugthuung nicht nur das alte, rechtmässige Königshaus in Frankreich wieder eingesetzt zu sehen, wo er die ersten künstlerischen Eindrücke empfangen, wo er zuerst das Ideal der classischen Kunst in seiner Hoheit kennen gelernt hatte, und wo er die ersten Keime zu jenen Sammlungen suchte, die jetzt die Augen aller Kunstkenner Deutschlands auf sich lenkten. Befriedigt sah er auf seine Laufbahn zurück. Sein Wirken hatte in seinem Leben manche Anerkennung gefunden. Alles was die Welt für die Grossen dieser Erde bietet, erwarb er mit Leichtigkeit. Er war K. Niederländischer Generallieutenant, K. Grossbrittannischer und Hannöver'scher Generalmajor, Grosskreuz des pfälzischen Löwenordens, Maltheser-Ritter, Ritter des Johanniter-Ordens, Grosskreuz des polnischen weissen Adlerordens, des preussischen rothen Adlerordens und Grosskreuz des Ordens der bayerischen Krone. Sein Jugendfreund der König von Württemberg verlieh ihm 1812 das Grosskreuz des St. Hubertus-Ordens.

Mit vielen der Souveräne, welche ihm diese Auszeichnungen zu Theil werden liessen, war Graf Franz befreundet. Der Grossherzog von Hessen — sein früherer Mitreichsstand — schätzte den Grafen hoch und suchte seinen Sammeleifer selbst zu unterstützen. Der Ruhm der Sammlungen und der Jagden in Eulbach veranlasste die Souveräne der Nachbarhöfe öfter zu Ausflügen nach Erbach und Eulbach, und diese Erfolge wären für andere genügend gewesen, inne zu halten in ihrem Wirken.

Allein noch war der Sammeleifer des Grafen nicht erloschen. In seinen letzten Lebensjahren erwarb er namentlich zahlreiche ägyptische Alterthümer; er trug sich mit dem Gedanken seinen Museen noch eine ethnographische Sammlung hinzuzufügen, und vor allem übten in seinen Greisenjahren die freundlichen Bilder der Jugend einen unwiderstehlichen Zauber auf ihn aus. Wie er Paris zum zweitenmal gesehen, wollte er auch noch Italien sehen, noch einmal lustwandeln in den Hallen und auf den Strassen der ewigen Stadt, ja er wollte seine Reise diesmal bis auf den classischen Boden von Hellas ausdehnen, um sich an den Werken der griechischen Kunst zu erfreuen. Er wollte sie sehen. da, wo sie der Künstler schuf, wo man sie sehen musste, wenn man das Denken und Fühlen des griechischen Bildhauers verstehen wollte. In den hinterlassenen Papieren des Grafen findet sich ein genauer Plan des Schlachtfelds von Marathon, den er entworfen hatte, um nach demselben an Ort und Stelle Ausgrabungen vorzunehmen. Man kann w ö r t l i c h von ihm sagen, dass sein Leben bis zum letzten Hauche den hohen Werken classischer Kunst, dem künstlerischen Ideal gewidmet war. Als ihn die Krankheit darnieder warf und als er fühlte, dass er von seinem Lager nicht mehr auferstehen würde, liess er sich in sein Hadrianisches Zimmer bringen, um dort zu sterben. Er erfreute sich noch ein letztes Mal an dem Anblick jener Statue des Hadrian, der herrlichen Alexanderbüste und der köstlichsten Perlen der Sammlungen, welche dieses Zimmer vereinigt. Hier segnete er seine Söhne, Töchter und Enkel. — Graf Franz starb am 8. März 1823. — Ein ungeheurer Zug Leidtragender, Bewohner aus allen Orten der Grafschaft, folgten dem beliebten, leutseligen Grafen zur Gruft. Durch sein Wirken hat er sich unvergesslich gemacht und heute noch lebt sein Andenken im Munde des Volkes.

Das schönste Vermächtniss, welches er seinen Erben, seinem Vaterlande, der gesammten deutschen Kunst hinterlassen, sind seine Sammlungen. In einer wahrhaft liebevollen Weise empfahl er sie seinem ältesten Sohne und Nachfolger. In seinen Aufzeichnungen findet sich eine rührende Dichtung, durch welche er seine Schützlinge, die mannigfachen Kunstwerke und Seltenheiten, die er gesammelt, der Pietät seiner Nachkommen empfiehlt.

Was einst von diesen Gegenständen,
Geliebter Karl, aus meinen Händen
In Deine Hände übergeht,
Das werde, wenn gleich nicht erweitert,
Doch nie verstossen noch verschleudert,
Das werde nie von Dir verschmäht.
Nicht zwar, weil ich verlangen wollte,
Dass Dir, was mir gefallen sollte
— Liebhaberei ist eigner Art —
Nein, sondern weil vom Strom der Zeiten
Kunst und Geschmack hier Seltenheiten —
Und selbst Geschichte aufbewahrt.
Kann nun das Dasein solcher Sachen
Noch manchem Kenner Freude machen,
Vermindert nun ihr Werth sich nie,
So pfleg' Du — Freund von schönen Tönen,
Auch diese Sammlungen des Schönen,
So schütze und erhalte sie!

Diese Mahnung des Gründers der Sammlungen ist von seinen Söhnen und Enkeln befolgt worden. Seine Museen sind der Stolz des gesammten Erbach'schen Hauses. Vergeblich liess noch 1868 Napoleon III. eine Million Gulden für die Schätze des Rittersaals, mit welchen er der Kaiserin Eugenie eine Prunkhalle einrichten wollte, anbieten. In sorgsamer Weise werden alle, auch die kleinsten Gegenstände der Sammlung im Stande erhalten, und die decorative Ausschmückung der Räume wird soviel als thunlich verschönert. Als vor einigen Jahren das Hadrianische Zimmer wieder hergestellt wurde, waren der Enkel und die Urenkel des Stifters sämmtlich bei der Herstellung der Verzierungen und

Fresken, welche die Wände schmücken, beschäftigt. Mögen die Pietät und die Liebe zur Kunst auch ferner die Hüter dieser Sammlungen sein, und mögen sie der Nachwelt erhalten bleiben, als ein Denkmal der Grösse aus jener Epoche, wo in Deutschland von Neuem der Sinn für die Antike erwachte; mögen sie weiter bestehen zur Ehre des Erbach'schen Hauses und zum Ruhm und zur Zierde des gesammten deutschen Vaterlandes!

Inhalt.

Buchdruckerei von J. G. Schmitt in Darmstadt.